

Pädagogische Monatshefte.

PEDAGOGICAL MONTHLY.

Zeitschrift für das deutschamerikanische Schulwesen.

Organ des

Nationalen Deutschamerikanischen Lehrerbundes.

Jahrgang V.

Februar 1904.

Heft 3.

Erziehungswissenschaft und Erziehungspraxis.

Von Thos. H. Jappe, New York City.

(Fortsetzung.)

Dem hier über reine und angewandte Wissenschaft, sowie über Kunst Gesagten scheinen mir übrigens die gewöhnlichen englischen Begriffserklärungen genau zu entsprechen. Pure science, heisst es, is knowledge of powers, causes, and laws, considered apart from all application. Applied science, hingegen, is knowledge of facts, events, and phenomena as explained, or accounted for, by pure science. Art, diesen beiden gegenüber, is a system of rules serving to facilitate the performance of certain actions. Die beiden letzten dieser drei Definitionen scheinen mir auf die Theorie und die Praxis der Pädagogik zu passen, als wären sie dafür gemacht. Vergleichen Sie damit nun das Wort Ruskins über den Unterschied der Künste von den Wissenschaften: „The Arts differ from the Sciences in this that their power is founded not merely on facts which can be communicated, but on dispositions which require to be created.“ Mir scheint, dass dies in seiner Anwendbarkeit auf die Erziehungspraxis nichts zu wünschen übrig lässt. Denn jenes „creating dispositions“, wie Ruskin sich ausdrückt, lässt sich nicht erlernen; es kann durch Übung und Erfahrung, verbunden mit wissenschaftlicher Bildung wohl zur höchsten Vollendung gebracht werden, aber es lässt sich dadurch nicht ersetzen, wo es nun einmal am Talent oder Genie dieser Art fehlt; gerade wie bei jedem andern Künstler auch. Daher ist denn auch ein grosser Philosoph und Weltweiser nicht notwendig ein grosser Pädagog; ich erinnere Sie nur an das gewiss klassische Beispiel Kants; daher gibt auch ein ausgezeichnetes Examen in

theoretischer Pädagogik nicht die geringste Garantie, dass der Enamirand ein guter Lehrer sein werde.

Kaum brauche ich zu betonen, dass dies in keiner Weise eine Herabsetzung der Theorie sein soll, sondern nur eine Richtigstellung dessen, was das Ganze der Pädagogik ist, nämlich im theoretischen Teile angewandte Psychologie, oder vielleicht richtiger Psychophysik, im praktischen Teile eine Kunst im vollen Sinne des Wortes. Ich kann mir nicht versagen, an dieser Stelle auf einen Artikel von Geo. Trumbull Ladd, Professor der Philosophie in Yale College, in der Educational Review vom Oktober 1895 hinzuweisen, der mich damals so sympathisch berührte, dass ich ihn sofort für die Milwaukeeer Erziehungsblätter übersetzte, wo er sich in den Heften vom Dezember 1895 und Januar 1896 findet. Ladd sagte u. a.: „Die Erziehung ist einer der Gegenstände, welche wegen ihres Charakters eine genaue Beweisführung nicht zulassen. Weder aus der Geschichte, noch aus unsrer Kenntnis der Natur und des Geistes, noch aus dem Studium der Einzelheiten früherer Erfahrung können wir eine wirkliche Wissenschaft der Erziehung konstruieren. Die Pädagogik wird wohl nie zu den exakten Wissenschaften zählen. Wir können uns jedoch verständliche und haltbare Ansichten darüber bilden.“

Damit wären wir denn zu der Frage gelangt, was Psychologie und Psychophysik, sowie Psychogenese sind, und in wiefern sie die Unterlage der Erziehungswissenschaft bilden.

Die Psychologie oder Seelenlehre ist eine Disziplin der Philosophie, und zwar von Herbart als angewandte Metaphysik charakterisiert. Damit wird ihm dann, wie ich der Kuriosität halber bemerke, die Pädagogik zur Anwendung einer angewandten Disziplin der Philosophie, und so etwas ist sicher nicht mehr reine Wissenschaft. Die Psychologie behandelt das Leben und Wirken der sogenannten Seele, d. h. der geistigen Seite des Menschen, im Gegensatz zur Somatologie als der Lehre vom Wesen des Körpers, beides entsprechend dem bis in die neuste Zeit gehenden landläufigen Dualismus, dem auch Herbart huldigt. Denn ihm ist die Seele ein besonderes Reales gegenüber den körperlichen Realen, das ewig ist, das seine geknüpften Vorstellungsverbindungen behält, und das frei vom Leibe vollkommener erwachen wird, als es je im Leben war. Es ist wohl nicht nötig, an diesem veralteten Standpunkt hier eingehende Kritik zu üben; alle Forscher sagen mehr oder weniger deutlich, dass wir von der Seele als einem besondern Wesen, das nach unserm Tode weiterexistiert, absolut nichts wissen. Die Seele wird jedoch den meisten von ihnen um der Religion willen zu einem Postulat, dessen wir für praktische Erziehungszwecke nicht bedürfen. Sogar der fromme Karl Lange giebt zu, dass „the heart of man with its changes and vicissitudes still remains for psychologists an unfathomable

Für die moderne Psychologie, d. h. die der letzten 30 Jahre, gibt es kein von den mannichfaltigen Gedanken des Menschen unabhängiges Ich mehr. Der menschliche Geist ist eine Gesellschaft von Ideen, von denen bald diese, bald jene sein Ich konstituiert. Die heutige Psychologie zerstörte die dualistische Ansicht von der Seele; und mehr als eine Ansicht oder Meinung war jene eben nicht. Die Seele hat aufgehört etwas von psychischer Tätigkeit Unabhängiges und Verschiedenes zu sein; sie besteht aus unsern Gefühlen und Gedanken, unsern Befürchtungen und Hoffnungen, unsern Wünschen und Idealen. In ähnlichem Sinne sagte Jos. Carhart einmal in einem vortrefflichen Vortrag über "The Pedagogy of History", den ich Ihnen am liebsten ganz vorläse: "The mind produces itself. It consists of the sum of its ideas, emotions, and volitions. In its first form, the mind of the infant, it exists potentially. Its destiny is to make actual that which it is potentially."

Und diesen Fortschritt verdankt die Psychologie der Psychophysik oder physiologischen Psychologie, einer Art Naturlehre der Seele, welche die körperlichen Bedingungen der Seelentätigkeiten und überhaupt die Wechselwirkung des Leiblichen und Geistigen in uns untersucht. Fechner, Lotze, E. H. Weber, v. Helmholtz und besonders Wundt seit 1874 haben diese neue Disziplin entwickelt und gefördert; wogegen Darwin, Preyer und der kürzlich gestorbene Kussmaul die Hilfswissenschaft der Psychogenesis schufen, d. h. die Entwicklungsgeschichte der Seele, oder die Lehre von der Entwicklung der Sinnesfähigkeiten, des Willens, der Sprach- und Denkfähigkeit des Kindes. Nehmen Sie dazu noch die auch ganz moderne Experimental-Psychologie, welche besonders die Zeitverhältnisse der Geistesphänomene untersucht, und für die Wm. Wundt 1878 in Leipzig, G. Stanley Hall und Dr. Cattell Ende der 80er Jahre hier die ersten Laboratorien einrichteten, so haben Sie das ganze Gebiet überschaut. Der Bequemlichkeit wegen fasst man dies alles unter dem Namen Psychologie zusammen, gerade wie wir fortfahren von einer Seele, vom Auf- und Untergehen, von Sonne und Mond u. s. w. zu sprechen.

Die Psychologie wäre demnach eine umfassende Untersuchung und Beschreibung des Seelenlebens, unsres Fühlens, Vorstellens, Begelrens, eine Sammlung und Erklärung der innern Erfahrung, sowie der Wechselwirkung von Körper und Geist.

Die sich immer mehr bahnbrechende Erkenntnis der absoluten Einheit von Körper und Geist oder Seele bildet übrigens eine erneute Bekräftigung des alten, wahren Wortes: *Orandum est ut sit mens sana in corpore sano*; nur vielleicht mit Substituierung von „laborandum“ für „orandum“. Die Ausbildung und Erziehung des Körpers ist eben nach wie vor Mittel zum Zweck, nur in erhöhtem Sinne; also nicht etwa um den Menschen zu befähigen mehr zu essen und zu trinken, sowie sich mit grösserer Freiheit allen denkbaren Exzessen hinzugeben, wie wir dies bei

unsern Kraftmenschen, Athleten, Faustkämpfern u. s. w. oft genug erleben; sondern vielmehr seiner geistigen Entwicklung, Ausbildung und Betätigung eine gesündere, kräftigere Basis zu liefern, und ihm zur Entwicklung einer Summe von Energie zu stählen, die der Schwächling und der Krüppel selbst bei sonst günstigen Anlagen und Umständen nicht zu erreichen vermögen. Denn wer bei jeder Gelegenheit das, was er unumgänglich nötig findet, trotz seines Körper- und Gesundheitszustandes tun muss, wird bald erlahmen oder aber über kurz oder lang definitiv zusammenbrechen. Es sei hier gleich bemerkt, dass auch bei der körperlichen Erziehung, auf die ich nicht weiter eingehen kann, ein gewisses Individualisieren erwünscht wäre; nicht jeder Zögling braucht gleich viel davon, und keiner über ein gewisses Quantum für geistige und Schulzwecke.

Es mag Ihnen aufgefallen sein, dass ich garnicht der Unterscheidung zwischen rationaler und empirischer Psychologie gedacht habe, indes einmal kümmert uns die rationale Psychologie hier nicht, und zweitens glaube ich, dass man überhaupt ohne sie fertig werden kann. Denn die eine Hälfte davon ist ein Teil der Metaphysik, und die andere Hirngespinnst; dies ist ungefähr auch Schopenhauers Standpunkt, der die rationale Psychologie verwirft. (Vgl. *Parerga u. Paralipomena*, Kap. 26 (psychologische Bemerkungen) u. Kap. 28 (über Erziehung).)

Eine kurze Betrachtung des Verlaufs der geistigen Entwicklung des Menschen, wie ihn die Psychologie lehrt, wird ihren Wert für die Pädagogik ermessen lassen. Dabei dürfen wir aber eine Tatsache nicht aus den Augen verlieren, die die Pädagogik in ihrer Anwendung zeitlich einschränkt, ihren Wert innerhalb dieser Begrenzung indes ganz beträchtlich vermehrt. Im Ganzen des Lebens ist die Zeit, wo der Mensch unter den Einfluss systematischer Erziehung kommt, nur eine recht kurze Phase; und diese ist nicht einmal die erste, denn es geht ihr die wichtigste formative Periode, die der ersten Kindheit, voraus. Und deren Resultate oder Folgen können, soweit sie eben ungünstige sind, selbst dem besten Pädagogen kaum zu überwindende Schwierigkeiten in den Weg legen. Die hiermit zugleich im Bewusstsein aufsteigende weitere, eben so unerfreuliche Tatsache, dass einem die Schüler meistens fortgehen, wenn man gerade glaubt sie im Zug zu haben, sodass es eine Lust werden könnte mit ihnen weiterzuarbeiten, erwähne ich nur nebenbei.

Das neugeborene Kind ist sich anfangs seiner selbst nicht bewusst, und das ist gut, denn so verhält es sich passiv, bis seine Sinne und Nerven sich mehr gestärkt haben; wo es sonst einfach durch die Masse der Eindrücke und Wahrnehmungen überwältigt werden würde und eher zum Wahnsinn als zu geistiger Reife käme. Dieser natürliche Schutz des Säuglings vor geistiger Überfütterung hört allmählich auf; für manche Kinder in der Tat viel zu früh, manchen Eltern leider viel zu langsam.

Die Sinneseindrücke nun, die das Kind erhält, zerfallen in solche von äussern Gegenständen und von innern Zuständen; erstere wirken vorzüglich auf die äussern Sinne, und beide zusammen auf den innern Sinn. Sie sind von sehr verschiedener Stärke und von sehr verschiedener Klarheit. In der Vergleichung derselben, in der diskriminierenden Arbeit der aufnehmenden Sinne liegt schon etwas Aktives, das man Perzipieren nennt. Aber das wahrhaft Aktive ist doch erst die mehr und mehr bewusste und gewollte Ergreifung und Verarbeitung der Eindrücke, ihre Assimilierung, welche die Herbartianer Apperzeption nennen.

Hier muss gleich darauf aufmerksam gemacht werden, dass bei der Unzahl der das Kind treffenden neuen Eindrücke, also seiner möglichen Wahrnehmungen, sehr viele kaum perzipiert, sehr viele unvollkommen apperzipiert, und nur die kleine Minderzahl, sozusagen ein Rest, an bisherige Vorstellungsreihen sich anschliessen und so fähig werden, sich selbst wieder andere weitere Perzeptionen zu assimilieren. Es geht den meisten Erwachsenen ja nicht viel besser.

Ferner fehlt in dem ganzen Vorgang jedes ersichtliche System derart, dass nur die für eine folgerechte Entwicklung passendsten Eindrücke das Kind trafen, wiewohl sehr viele ungeeignete naturgemäss abgewiesen werden. Auch ist die Entwicklung des Individuums nicht genau analog der der Menschheit überhaupt, wie sie uns die Anthropologie zeigt; mit andern Worten, das Kind ist nur in beschränktem Sinne ein Mikrokosmos. Und trifft es sich im einzelnen Falle so, dass die einer systematischen Erziehung vorgreifenden Eindrücke überwiegen, so wird das Kind entweder ein schwer resp. garnicht zu förderndes Erziehungssubstrat sein, wenn es zur Schule kommt, oder es wird was wir frühreif, altklug etc. nennen. Die Opfer fehlender oder verkehrter häuslicher Erziehung und die derjenigen Kindergärten oder Infant Schools, denen nicht sehr tüchtige und vorsichtige Erzieher vorstehen, reichen sich hier die Hand.

Der wichtigere dieser beiden Punkte ist natürlich der erstere, da er daran erinnert, dass das Unklare und Unbewusste nie ganz aus unserem Leben verschwindet, eben so wenig wie wir jemals ganz aufhören noch bis dahin völlig neue Eindrücke aufzunehmen. Ein Schüler daher, der alles ihm Gebotene, selbst wenn es im allgemeinen sich innerhalb der Grenzen seines Begreifens hält, apperzipieren sollte, ist ein völlig unerreichbares Ideal; nur wenig es sitzt gleich, anderes erst nach mehrfacher Wiederholung, manches nie. Ferner, je mehr die Aussenwelt das Kind mit Eindrücken überhäuft, und je systemloser sie dabei vorgeht, desto vorsichtiger muss die Schule der Kinderjahre, sagen wir von 6 bis 12 J., sein, nur beschränkte Quanta möglichst systematisch und gründlich verarbeiten zu lassen; sonst muss sie unbedingt mehr schaden als nützen. „Non multa, sed multum“, so lange sich das Interesse nur dabei wach halten lässt.

Jeder geistige Vorgang geht durch eine gradierte aufsteigende Reihe der Entwicklung; zuerst überwiegt das physiologische Moment, und der Eindruck ist nur eine Reaktion des Nervensystems auf äussere Eindrücke oder organische Zustände; später wird das geistige Moment allmählich merklicher. Der Prozess verändert, wie bereits angedeutet, seinen Charakter vom mehr Passiven ins Aktive, wobei das sich nun zeigende Gedächtnis eine hervorragende Rolle spielt, und er geht dann auch immer rascher und geordneter vor sich. Das Verfahren des Kindes entspricht durchaus dem Zustande seines Körpers; das Gehirn ist verhältnismässig niemals grösser als in den ersten 3 bis 4 Jahren, aber es sammelt bei seiner Unreife mehr als es verarbeitet. Sein Verfahren lässt sich, wie mir scheint, am besten mit dem der Astronomen vergleichen, die sich eine ganze Menge lange ausgesetzter Platten mit Himmelsbildern anlegen, welche sie später entwickeln und studieren. So nimmt auch das Kind schon vor dem Schulalter tausenderlei zunächst unentwickelte, unklare, aber doch dauernde und entwicklungsfähige Bilder und Eindrücke und Fakta auf, die der reifende Geist später verarbeitet, d. h. allmählich durch geeignete Einreihung klarer und klarer macht, um sie zuletzt ganz zu erfassen und zu beherrschen; die freilich andererseits, wenn ungünstig, schlecht auszurotten sind.

Diese Empfänglichkeit für neue Eindrücke, für zunächst sinnliche Vorstellungen, vermehrt sich noch im Schulalter, der zweiten Periode der Kindheit, obzwar das Quantum des Neuen sich mindestens nicht vermehrt; die Sinne verfeinern sich, während zugleich bewusstes Handeln und Vergleichen der Wahrnehmungen sich zu zeigen anfangen. Gleichwohl überwiegt die Kraft des Gedächtnisses noch fortdauernd die des Verstandes oder Intellekts, wogegen die Lebhaftigkeit der Phantasie rasch und gewaltig zunimmt. Wir finden demgemäss, dass Kinder manches Wort, manche Bilder, Tatsachen, Geschichten rein mechanisch behalten, also ohne volles Verständnis, und dass oft Jahre vergehen, ehe ihnen die Bedeutung des Gelernten klar wird, wie es gelegentlich selbst Erwachsenen noch erght.

Für die Schule folgt hieraus klar, dass es nicht unbedingt immer schadet, Unverstandenes lernen zu lassen, wie z. B. manches Poetische, besonders in Verbindung mit der Singstunde, oder das Einmaleins bis 20 resp. 25. Natürlich muss die Schule äusserst vorsichtig sein im Einpauken von dem, was man wohl Gedächtniskram nennt; aber sie braucht sich nicht in jedem Fache und durchaus auf vollkommen und in seiner ganzen Tragweite Verstandenes zu beschränken, was sie ja, wie Sie alle wissen, auch garnicht kann. Es ist nicht nötig, das ausführlich zu exemplifizieren; ich brauche nur auf das ganze ethische, moralische und religiöse Gebiet hinzuweisen. Wer könnte da alles ganz unvermeidlich Vorkommende, dem nicht gleich volles Verständnis entgegenkommt, er-

klären? Man ist gezwungen sich zu beschränken und vieles gehen zu lassen. Es ist furchtbar bequem gegen blosser Gedächtnisarbeits zu predigen, und gewiss wird das Gedächtnis noch in vielen Schulen, hier in dem, da in jenem Fache, gemissbraucht. Aber welche Idee haben Kinder z. B. von irgend grössern Dimensionen und Zahlen? Wie viele Dinge hat ein zehnjähriger Junge denn in grösserer Anzahl als hundert zusammen gesehen, derart dass er sie zählen und sich überzeugen konnte? Dabei rechnet er womöglich in Hunderttausenden. Zur Vermeidung überflüssigen Auswendiglernens hat Schopenhauer den bemerkenswerten Vorschlag gemacht, man solle von kompetenten Leuten alle zehn Jahre den stets wachsenden Memorierstoff sichten lassen, damit er in keinem Fache ein unschädliches Mass übersteige.

(Fortsetzung folgt.)

Gustav Frenssen—A Study.

(Für die Pädagogischen Monatshefte.)

Von Dr. Warren W. Florer, University of Michigan.

The men who, but a few months ago, were maintaining that contemporary German literature was too corrupt and uncertain to bring forth lasting fruit have been aroused by what seems to them the sudden appearance of an unexpected poet, from an unexpected place and from an unexpected profession. But Gustav Frenssen, the Pastor Poet of Hemme, came in the fulness of time, when the minds of the German people had been prepared by years of a secret social revolution. Legion have been the underlying forces which have shaped this development; modern commerce; modern social conditions; modern philosophy; modern literature; modern development of the individual; modern conception of religion. The tooth of time has been gnawing at the old, and the old has been stubbornly struggling in the inevitable war of the survival of the fittest. The "paper walls" behind which the old retreat when attacked, are the established government, the established religion with set etiquette, laws and morality. Its weapons are dogma; its armor an assumed authority of divine inspiration. The best example in the field of literature is the forbidding of Heyse's powerful moral drama "Mary of Magdala" (which has been weakened in the adaptation to the American stage) by the police of Berlin. However, one sees the opposite extremes in the excesses of the new. And it is well in this chaos of transition, that the old is beginning to assert its tempering influence.

Who is Gustav Frenssen? The average teacher might say. "Gustav Frenssen was born in the year 1862 at Barlt. His parents were god-fearing industrious people. He has inherited the stern integrity of his father and the deep religious nature of his mother." The Low German will rejoice over the fact that Frenssen comes from the same indomitable

race as Reuter and Bismarck, Storm and Hebbel. And the individuality of the man might be overlooked.

The mere date of Frenssen's birth means but little shorn of its environment. In other words Frenssen was born at a time when conditions around him were beginning to grow and develop and ripen along with his growth and development and ripening, and so influenced him from his very childhood and prepared him for the day when he could assume leadership. This correlation of individuality and *Zeitgeist* rests upon observation trained by experience.

Frenssen's education might be given as schools of his native town, Gymnasien, Universities of Tübingen, Berlin and Kiel, had he not indirectly revealed it to us; practical occupation, expanseless fields of universal life's-wisdom, independent reflection, acquaintanceship with life, entering upon unexplored fields and endeavoring to rise as well as possible, plus the great objective factor — "nothing educates a man more than to observe the lot of fellowmen".

At the Gymnasium he observed so much that when a *Primaner* he wrote an essay of which the conservative teacher said: "You never wrote that essay; it was written by a man fifty years of age, not by a youth of eighteen". And this youth entered the universities and continued his observations. Some of these observations are to be found in his writings. Among other things he observed that many a lad obedient to the strong will of his parents is compelled to finish the Gymnasium and the University, although he has no inclination for or capability of such an education. He also observed the opposite when at home. Many a lad with talents and craving for an education is forced to remain a mere laborer by the obstinacy of the parent.

When at Berlin Frenssen apparently passed the Literaturecafes, the breeding places of that literature which has a slovenly and ugly form, and which gives a man no more capability than that of an animal. The world seems to it to be a tenementhouse. He, however, was diligently preparing himself for his chosen field of labor.

Frenssen's chosen field of labor was, evidently, determined not so much by feelings of homesickness, not so much by the desire to be in the neighborhood of the sea with all its invisible influences, but because he knew the secret wishes and the burning needs of the people, whom he had been observing since his very childhood. The study of the past and present history of this people emphasized the possibilities of the people. For a few years he worked in his still quiet way, cheered by the helping hand of a virtuous woman (this is often referred to in his writings). His father always full of hope, his mother introspective, bashfully modest and inclined to borrow trouble. The worry brought upon him by the reception and misinterpretation of his sermons is also evident in his writings.

The step of literary activity is best explained by his own words to Theodor Rehtwisch: "Believe me we have many grand and capable men among the country pastors who could fulfil entirely different tasks than are assigned to them. Such a manifold inner life generally becomes resigned. The children, if there are any, receive the best of it. For it is certain that a moral wealth without comporison has been carried out into life from the evangelic parsonages by sons and daughters who enter different fields of activity. What a list of great names comes from the parsonages, but the people do not know it this way. Believe me, it is awful to think that one must waste one's life, when forces which are struggling towards light, are slumbering within one. I do not know what would have happened if this talent had not worked itself free. What a liberation it is to me that outside of my little parish I have a large growing parish, to which I am allowed to give my best."

Frenssen's literary activity began in 1895 with sketches and novelettes for a Berlin illustrated magazine. Then followed the "*Sandgräfin*", "*Die drei Getreuen*" and "*Jörn Uhl*". In addition to these he has published a collection of sermons. A potent activity, if one estimates by content and not by pages. Furthermore, it is not the number of books which gives a poet a literary position, but the influence of his writings. It is true that the poet was not recognized at first, but this is the lot of nearly all great men. It was not until the criticism of Karl Busse in "*Tag*" that the German people awakened to the fact that a real German poet had been silently working among them. And since that time the writings of Frenssen have entered nearly every educated and many a common home. What does this tremendous demand mean? The Germans are not in the habit of reading the novels of the day. It means that the material presented corresponds to the needs of the people, these needs springing from a secret development within the lone sanctuaries of their hearts, and from forces which have been slumbering, but struggling for expression. The German people understand these books, because they have an appreciative feeling for the people. And in literature, as well as in government, the people crave to be controlled by their own. They understand these books because they have experienced them.

Again, these books have been written with a high moral purpose notwithstanding the tradition that art must not have a purpose. In "*Die drei Getreuen*" one finds: "Whoever wishes to write must first of all be a genuine man, humble before his divinity, proud in the face of the world. I wish to edify myself with what I read. It must elevate me. It must make me stronger against every sin and more courageous against every destiny". Heim Heiderieter also says: "You must write something worth writing; something earnest, that one can grasp with both hands

without breaking: Of sin, of sorrow, of Heimat and of Fatherland, of true love and of upright work. Something real German and simple as Reuter and Freytag have written, something for the entire German people, something which the educated loves to read and also the common man."

With this purpose and with the equipment at which I have merely hinted Frenssen created his epic trilogy. Of the "*Sandgräfin*" I will give only the author's preface: "The Heimat is marshland, fertile as a hot-bed and as flat as a slate. History has not written much about it, and the people pass over it as an overgrown child would. The boy who grew up in this Heimat possessed a restless fancy, but no opportunity to satisfy it. He sought a land, manifold in its forms, beautiful in its changes, and did not find it. An hour distant toward the west was the sea, the ever turbulent. In the east the firm land ascended abruptly. This bore villages and hills, meadow and forest in variegated blending. Thither flew the hungry soul. The boy saw the men wandering over the waste sea and the desolate heath, men who had experienced great deeds and bitter privations. — When he began to become a man he wrote this his first book".

"Since that time he has made a great step forward in the development. He has learned to go more slowly and to see more clearly. But whenever he will look into this book again, he will not regret what he has written. He will rejoice that he has written it with such good cheer, and will wonder that he had then seen so much and so extensively."

"He will continue to wonder as long as he lives. The 'nil admirari' he will always leave to others."

The transition from the "*Sandgräfin*", which smells at times of old library books, to "*Die drei Getreuen*" is on the surface abrupt. However, if one reads between the lines and follows the then visible threads the transition will appear natural and simple. The author frees himself from the learned studies of past history and enters upon the study of the human beings around him. He is at home among them. The objective insight into the life about him enabled Frenssen to picture the passions of his countrymen. He has fulfilled what Theodore Strom with the same material failed to grasp on account of his extreme subjectivity. It remained for Frenssen to be the first epic novelist of his native country Schleswig-Holstein.

The space is too limited to give any adequate conception of this typical German book, rich in material, perhaps not exactly unified, according to the dogma of art, but all the more natural. We obtain a beautiful picture of his country and of the influences of nature, especially of the sea. The life manner of thinking and customs of the people are unrolled before our very eyes. The short and simple annals of the poor

affect us. We see the influences of the Franco-Prussian war and the reconstruction period upon this people. The scenes where man and woman are brought together are beautiful. — Heyse mentioned this in a letter to Frenssen. (Rehtwisch). We catch the underlying currents of the social disturbances, the needs and hopes of the people, the crying need being land. And to us Americans the book gives an insight into some of the causes of that large migration to our country and also into the hopes and sorrows of the men and women who have decided to cast their lot among us. Most touching is the parting scene with the singing of the *Reiselied* and the simple powerful farewell sermon of the old pastor. The author adds: "If a stranger had been in the church, he would have been able to have said exactly: 'Thus have these people lived. Such has been their work, such is their love and such their hope'."

The poet's epic power is especially seen in the development of the lives of "*Die drei Getreuen*" and in the mastery of the final solution. The refrain of the epic is contained in the song of the night-watchman which ends each book:

"De Klock hett veer slahn,
Veer hett de Klock.
Der Tag vertreibt die finstere Nacht,
Ihr lieben Christen, seid munter und wacht,
Und lobet Gott den Herrn."

Especially interesting is the development of the poet Heim Heiderieter, the character which reflects Frenssen himself. The book in this connection teems with literary references. The following conversation of books illustrates Frenssen's keen sarcasm:

An old thick three volume Danish history said to its triplet sister: "I do not feel at home here. The man who is studying us is unworthy, he is not learned".

"He is an enthusiast and a dreamer."

The insulted moon reflected a yellow light.

"And often he stares past us."

"Yes" the sister answered, "it is sad. For twenty long years we have stood unused in the stackrooms of the state-library; and now, since we have finally come to life again they send us to this unlearned man."

"Do you recall the Professor at whose house we were twenty years ago?"

"Yes, he was a different man".

"He wrote a very learned work, do you know it still" (the sister shook her head). "He occupied himself very diligently with me, more so than with you. He hemmed and hawed and puffed himself up and was very learned and excited. He was so excited that he occasionally wrote words in my margin. I did not get vexed at him either".

"What did he write?"

The leaves rustled lightly.

"What can it be? I only understand Danish. Something respectful, you may depend upon that. See, there it stands".

There stood scrawled with a hard leadpencil

"Ignorantia Pyramidalis".

"And here?"

The short word "Blech".

"What does that mean?"

"It is a recognition of my authority. I am proud of the fact that I am a learned book, the first born of us three. Who knows the olden times as well as I?"

The moon endeavored to glide along the window-sill. It yawned and was disgusted with the continuous flood of books and wished for a passing cloud to cover it up. Then another book began to speak with a still suppressed voice.

"It certainly is not nice of him to lay such an old and heavy book as I am upon my stomach, but I will tell you something, I, the chronicle of the Priest Helmold von Bosau, am glad that I finally got out of the hands of the professors and stackrooms, and have fallen into proper hands and into the proper house. I am a fine book. I am so fine that I must be read between the lines, for my truth and my reality lie far back of my letters. Who reads you, must have learning, who reads me must have heart and faith, he must be a poet".

Frenssen's first great plan, evidently, was to write an historical novel, but the study of the past in books was overshadowed by his occupation with the people around him. And the past was absorbed by the present. In "*Die drei Getreuen*" we find a conversation bearing on this presumption: "Do listen Heim, perhaps you could take material from the past of your Heimat" — "Hm, an historical novel" — "Well, yes" — "Dont want to read one, much less to write one".

Frenssen's attention went from the people to the individual. And the next step was the development of an individual within his environments. He wrote "*Jörn Uhl*". Jörn Uhl's life is summed up in a conversation between Jörn and his friend Heim Heiderieter at the close of the book. Heim Heiderieter said:

"You have experienced a hard life, Jörn, I would like to know what you think about it."

"Do you wish to write the history of my life, Heim? It certainly is not the right material".

"Your life, Jörn Uhl, is not a minor human life. You have had a still boyhood, adorned with variegated pictures. You have been lonely when you were growing up and have courageously struggled without

assistance with the problems of life. And however little you may have been able to have divined; the struggle has not been in vain. You have marched to the front for the land which surrounds this spring, you have been hardened in fire and frost, and have made progress in the most essential of all, namely, to discriminate the values of things. You have experienced woman's warm love, the second highest which life can give. You have placed Lena Tarn and father and brothers in the coffin. In those hours you looked human trouble in the very eye and have become humble. You have struggled, with hard hostile destiny and have not succumbed. You have freed yourself, although it lasted long before assistance arrived. You, with set teeth and high courage, have worked yourself into science, at an age, when many are thinking of retiring. And although surveying has been your work and joy for years, you have not become onesided. You are interested in the country which lies beyond your chains. You are also interested in the books which your friend Heim Heidrieter writes. What is one to relate Jörn, if such life is not worthy of relating."

The moral of this reminds one of the moral of the story of "*Frau Sorge*": A man's life experience can not be given him. Another cannot live a life for him. He must have experienced life, and he can not begin to live until he has freed himself. And he must act of his own free will and accord. The fundamental idea of "*Frau Sorge*" and "*Jörn Uhl*" which are alike in many respects and which have "*die Sorge*" as the basis of the work, is that, "although sorrow has blighted the youth of many excellent and capable young men and women, the opportune moment of victorious decision can rescue".

The first woman in Hemme who read "*Jörn Uhl*" was the wife of a farmer. She said: "The book is pretty good, but how any one can pay money for it, I can not understand". And then a clergyman of high position in Hamburg read it. After he had read the first few pages he condescendingly expressed himself as being satisfied with it. "But afterwards¹⁾ well afterwards when I describe that which I must describe, he is said to have remarked: "We must exert revivalistic influence upon our Brother."

We are thus led to Frenssen's interpretation of religion, as this is the most vital element of the book, and accordingly the principal reason of its increasing influence Frenssen recognizes that religion and nature are not two separate things: "you certainly are not of the opinion that religion is from God and nature from the Devil, but both are from God, and shall dwell together in perfect harmony, rendering one another mutual assistance." He thus believes that the Seele and the Körper are

¹⁾ I quote Frenssen through Rehtwisch.

inseparable. This is in direct contrast to Luther's opinions (see "von der Freiheit eines Christenmenschen"). He recognizes that religion is one thing and dogma another; that religion is one thing and the mere history of religion another, that the development of religion correlates with the development of the individual. And thus it is natural that the development of Jörn Uhl's religion centres about his individual development. In short we see in Jörn Uhl the development of a Christian man within the newer conception of christianity — the real freedom of a Christian man. Such a man, as Frenssen thinks, the "Man of Galilee" would wish.
(To be continued.)

Zur gesetzgebenden Grammatik.

(Für die Pädagogischen Monatshefte.)

Von Dr. Edwin C. Roedder, Assistant Professor of German Philology, University of Wisconsin.

Die rein wissenschaftliche Sprachbetrachtung, „der es nur darauf ankommt, ihren Gegenstand zu begreifen.“¹⁾ ist im wesentlichen die unvergleichliche Schöpfung und das Hauptverdienst Jakob Grimms, mithin noch keine hundert Jahre alt. Was Grimm vorfand, war, abgesehen von Ansätzen zur wirklichen Sprachforschung in den Arbeiten seiner bedeutendsten Vorgänger, lediglich Sprachbeschreibung, im besten Falle eine zuverlässige Darstellung der zu einer bestimmten Zeit nebeneinander vorkommenden sprachlichen Formen und Erscheinungen. Diese ältere Sprachbehandlung verfolgte aber auch keine wissenschaftlichen, sondern praktische Zwecke. Ein Blick auf die Geschichte der systematischen Beschäftigung mit der Sprache wird dies erklärlich erscheinen lassen. Bei den Griechen, denen wir diese systematische Sprachbehandlung verdanken, und deren Schöpfung das ganze Gerüste und Fachwerk unserer Grammatik, ihre ganze Terminologie und Methode ²⁾ ist, hat die Sprachbetrachtung nie eine selbständige Stellung eingenommen; einerseits diente sie der Schriftstellerauslegung; anderseits lag es ihr ob, den richtigen Gebrauch der Sprache zu lehren und zu erhalten. Auch das Mittelalter, dem die Hauptergebnisse der Griechen durch römische Rhetoriker vermittelt wurden, brachte in der Sprachbetrachtung keinen Fortschritt. Ebenso wenig ging dem Humanismus ein Licht über das geschichtliche Werden und das eigentliche Wesen der Sprache auf; eher noch könnte man für diese Zeit von einem tatsächlichen Rückschritt sprechen. Frisch und fröhlich hatte sich das mittelalterliche Latein in mehr als tausendjährigem Gebrauch immer weiter von dem Muster der goldenen Latinität entfernt; das lag im Wesen der Sache, und wenn Cicero und Cäsar hundertmal die Hände über dem Kopfe zusammengeschlagen hätten. Mit völliger Verkennung aller Gesetze der Sprachentwicklung aber erweckte der Humanismus das ciceronianische

1) Steinthal, Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern, Berlin 1863, S. 709.

2) Steinthal, ebenda; und Ries, Was ist Syntax? Marburg 1894, S. 7.

Latein zu künstlichem Leben und machte eben dadurch das Lateinische zur toten Sprache. Dass hierin der Humanismus die Sache der deutschen Gemeinsprache mächtig förderte, bleibt sein unbestrittenes, wenn auch höchst unfreiwilliges Verdienst; ebenso mag beiläufig erwähnt werden, dass die Humanisten durch ihre strenge Forderung, alles, was lateinisch abgefasst werden sollte, zunächst gründlich durchzudenken und in angemessene deutsche Form zu bringen, dem Deutschen — freilich wieder auf einem Umwege — gute Dienste leisteten. Die lateinische Grammatik jedoch — und um diese handelt es sich vorerst — musste durch den gewaltsamen Eingriff des Humanismus in die Entwicklung des Lateinischen vorwiegend eine Sammlung von Regeln zur Erlernung eines guten lateinischen Stils werden. Dies um so mehr, je weniger in den folgenden Jahrhunderten das Lateinische zur praktischen Verwendung kam. Immer dringender stellte sich die Notwendigkeit heraus, vom Standpunkte der Muttersprache aus vergleichungsweise vorzugehen. Umgekehrt übertrug man dieses nicht am Forschungsgegenstande selbst gewonnene System der lateinischen Grammatik, in der man nach wie vor eine Idealgrammatik erblickte, auf die Muttersprache sowie auf andere Idiome, was das Missverhältnis noch verschlimmerte. Nicht nur die wissenschaftliche Behandlung der lateinischen Grammatik musste darunter leiden, sondern die wissenschaftliche Behandlung der Grammatik überhaupt; das hat für ein besonderes Kapitel Ries in dem angeführten Buche anschaulich bewiesen.

Ob den Humanismus ausser dem möglichen Vorwurf, dass gerade er durch die gekennzeichnete Art der Sprachbetrachtung die wissenschaftliche Sprachforschung auf geschichtlicher Grundlage verzögert habe, ob ihn nicht der noch schwerere Vorwurf trifft, in sprachlichen Dingen dem Geiste der Unduldsamkeit und Rechthaberei — einer ohnehin echt deutschen Untugend! — beträchtlich Vorschub geleistet zu haben? Fast will es so scheinen. Für die lateinische Schulgrammatik gab es seit dem Humanismus über Cicero hinaus nur Verfall und Entartung; ihr war zum mindesten verdächtig, was sich nicht aus seinen Schriften belegen liess. Man gewöhnte sich daran, in der Grammatik ein Gesetzbuch zu sehen, dessen Vorschriften bindend waren wie die Paragraphen des römischen Rechts und der hochnotpeinlichen Halsgerichtsordnung. Und so hat es denn auch von jeher nicht an Grammatikern des Deutschen gefehlt, denen nach solchem Muster alle Abweichungen von ihrem eigenen Standpunkt, die Kulturfortschritte oder landschaftliche Besonderheiten hervorgerufen hatten, ein fluch- und strafwürdiger Greuel schienen. Nun konnte man aber doch solchen Sprachfrevlern nicht mit Strang und Rad und Schwert zu Leibe. Also hiess es sie im Gewittersturme donnernder Machtsprüche abtun. Das half freilich auch nicht viel; im Gegenteil, der Frevler, die solch Schauspiel höchlich belustigte, wurden immer mehr. Aber wohl tat es doch, so mit dem Wetterstrahl einherfahren zu dürfen; und übte man sich auch vergeblich an Eichen und Bergeshöhn, so gewährte immerhin das Köpfen von Disteln eine gewisse anmutige Befriedigung.

Nun lege man aber das hier Gesagte ja nicht dahin aus, als solle es der gesetzgebenden Grammatik an und für sich alle Daseinsberechtigung absprechen und die ganze deutsche Grammatik vor Grimm in Bausch und Bogen verurteilen. Das wäre völlig verkehrt, ungerecht und unwissenschaftlich. Erstens ist die gesetzgebende Grammatik durchaus notwendig, sie ist das jederzeit gewesen, sie ist es heute so sehr wie nur je. Zweitens

hat trotz allen Fehlern und Mängeln die praktische Sprachbetrachtung des 16., 17. und 18. Jahrhunderts sehr achtungswerte Ergebnisse hervorgebracht, und „ihr gebührt ein ganz wesentlicher Anteil an der Festsetzung und Ausbreitung unserer Gemeinsprache“. 3) Nur muss sich die gesetzgebende Grammatik ihrer Grenzen stets bewusst bleiben und nie vergessen, dass sie nur auf dem Boden der Ergebnisse geschichtlicher Sprachforschung Gedeihliches leisten kann. Umgekehrt ist ja die historische Grammatik aus der älteren, praktischen und beschreibenden, hervorgegangen, indem man die praktischen Grammatiken verschiedener Zeitalter verglich — wobei natürlich für Zeitalter, denen es an einer Grammatik noch fehlte, eine solche erst aus den vorhandenen schriftlichen Denkmälern hergestellt werden musste, — und aus den so erkannten Unterschieden die Veränderungen der Sprache aufzeigte.4)

Die ersten deutschen Grammatiken, die den Namen verdienen und nicht schlechtweg Orthographiebücher sind, die des Laurentius Albertus (1573) und die des Albert Oelinger (1574), folgen in der Behandlung der Sprache durchweg der lateinischen Grammatik. Dieser entnahmen sie auch die streng logischen Abhängigkeitsverhältnisse der Satzglieder und des Satzbaus im Lateinischen, und mit dem abergläubischen Respekt, den man nun einmal vor dieser Sprache hatte, übertrugen sie die ganze lateinische Sprachlogik und noch alles mögliche Andere auf das Deutsche, ohne sich lange zu fragen, was der Muttersprache gemäss sei und was nicht. So erlangte das Lateinische wiederum wie einst in althochdeutscher Zeit tiefgehenden Einfluss auf die Gestaltung des Deutschen. Nur war dieser Einfluss jetzt nicht mehr so berechtigt als in jener früheren Periode; denn die Prosa der althochdeutschen Zeit war grösstenteils Übersetzung aus dem Lateinischen; und es gab wenig rein deutsche Prosadenkmäler, die allgemein hätten mustergültig werden können; so ist die unmittelbare Nachahmung lateinischer Fügungen im Althochdeutschen mindestens erklärlich und kaum der den Deutschen von jeher anhaftenden Ausländerei zuzuschreiben. Zur Zeit des Humanismus jedoch hatte sich das Deutsche schon längst von allem Einflusse des Lateinischen freigemacht; neben einer blühenden Dichtung war in mittelhochdeutscher Zeit eine Prosa mit kunstvollem und doch höchst übersichtlichem Satzbau erstanden, die auf dem besten Wege war, an Glätte und Geschmeidigkeit mit der altisländischen Prosa zu wetteifern. Nun bewirkte das lateinische Vorbild wiederum die Einführung gewisser lateinischer Fügungen und die ausgesprochene Bevorzugung der Fügung, die bei der Möglichkeit einer Wahl zwischen mehreren der lateinischen Redeweise am nächsten stand.5) Dieser Einfluss des Lateinischen hätte für das Deutsche unheilvoll werden können und müssen, wenn er sich zu halten und ins echt volkstümliche Schrifttum ebenso stark einzudringen vermocht hätte als in die Schriften der Gelehrten, als diese endlich wieder in deutscher Sprache zu schreiben begannen. Doch ist es zum wenigsten sehr zweifelhaft, ob der Satzbau einer Fremdsprache und

3) H. Paul, Die Bedeutung der deutschen Philologie für das Leben der Gegenwart, München 1897, S. 5.

4) Vergl. Otto Lyon, Historische und gesetzgebende Grammatik (Programm der Annenschule zu Dresden-Altstadt), Dresden 1890, S. 11.

5) Vgl. Otto Behaghel, Die deutsche Sprache, zweite Auflage, Leipzig 1902, S. 29.

dazu einer toten unter normalen Umständen je den Satzbau eines lebenskräftigen Idioms auf die Dauer beeinflussen könnte, wenn nicht schon die innere Sprachform bei beiden sich sehr nahestünde. Eine starke Neigung lange Sätze zu bilden und die innere Einheit einer längeren Gedankenreihe auch äusserlich zum Ausdruck zu bringen, eignet der deutschen Sprache ohnehin und ist nicht auf Rechnung des Lateinischen zu setzen.⁶⁾ Besonders deutlich zeigt sich dies in der Sprache der Kanzlei und des Rechtes; und dass das keineswegs eine Laune und Marotte des Deutschen ist, ergibt sich zur Genüge aus den ganz analogen Verhältnissen z. B. des Englischen, dessen Satzgliederung doch sonst von der deutschen erheblich abweicht. Ganz zu leugnen ist aber der Einfluss des Lateinischen in dieser Hinsicht nicht; auch wäre es ein Wunder, wenn bei der grossen Anzahl der Deutschen, die sich während der letzten Jahrhunderte ihre Bildung vom Gymnasium geholt haben, das Lateinische, rein sprachlich betrachtet, völlig spurlos geblieben wäre.

Auch in der nächsten deutschen Grammatik, der des Johannes Clajus (1578), wirkte das Latein des Humanismus vorbildlich, wenn auch in anderm Sinne. Wie der Humanismus Cicero in Permanenz als sprachliches Muster aufgestellt hatte, so fiel für Clajus das Deutsche mit dem Deutsch Luthers zusammen. Diese Wahl des Clajus ging nicht von denselben Erwägungen aus, von denen sich ein Germanist unserer Zeit bei der Frage nach einem Sprachmuster für jene Periode leiten liesse, wenn er auch annähernd zum selben Ergebnis kommen müsste. Dann aber war des Clajus Entscheidung nicht willkürlich noch ganz unter dem Eindruck der mächtigen Persönlichkeit des Reformators getroffen. Mit andern Worten, Luther war tatsächlich der Mittelpunkt der Entwicklung der deutschen Gemeinsprache in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Für diese Gemeinsprache konnte Luther zu keiner geeigneteren Zeit auftreten; und wenn ihm auch heute kein Einsichtiger mehr die Schöpfung und die Einigung der deutschen Schriftsprache zuschreibt, — ihre Anfänge liegen viel weiter zurück, ihre Einigung ist im wesentlichen ein Werk des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts und ist heute noch nicht abgeschlossen, — so ist es doch unbestreitbar, dass sie durch ihn die kraftvollste Förderung erfahren hat. Da konnte sie aber nur, weil Luther auf dem Boden der einer gemeinsamen deutschen Schriftsprache am nächsten kommenden, mitteldeutschen kursächsischen Kanzleisprache mit Bewusstsein weiterbaute und sich in Wortwahl und Satzbau an die Volkssprache anschloss.⁷⁾

Bei richtiger Auslegung der Gründe, warum gerade Luthers Sprache als Muster für das Gemeindeutsche gelten konnte, hätte schon das ausgehende sechzehnte Jahrhundert die Grundsätze entwickeln können, wonach sich die

6) Vgl. Behaghel, ebenda, S. 47; und F. N. Fink, *Der deutsche Sprachbau als Ausdruck deutscher Weltanschauung*, Marburg 1900.

7) Es mag hier beiläufig erwähnt werden, dass wegen der vielen jetzt völlig veralteten, uns nur aus der Lutherischen Bibelübersetzung oder der älteren Dichtung bekannten Wörter, Wortformen und Wortfügungen die Sprache in Luthers Bibel, die ja zum Volksbuch bestimmt war, auf uns heute einen wesentlich andern Eindruck macht, als sie auf Luthers Zeitgenossen machen musste und sollte. Um denselben Eindruck auf uns hervorzurufen, wäre es notwendig, die Bibel in die heutige Volkssprache umzusetzen.

Abfassung jeder gesetzgebenden Grammatik gestalten muss: ihre Regeln und Forderungen müssen sich gründen auf den allgemeinen Sprachgebrauch, wie er sich besonders bei den hervorragendsten Schriftstellern der betreffenden Zeit, und auf das Sprachgefühl, wie es sich vorwiegend in der Umgangssprache der höheren Kreise kundgibt, während im Zweifelsfalle die Sprachgeschichte, der Gebrauch der besten Dichter und Schriftsteller der unmittelbar vorhergehenden Zeitalter und ein auf die geschichtliche Entwicklung der Sprache gegründeter gesunder Geschmack den Ausschlag geben müssen.

Die hier genannten Erfordernisse, deren relative Wichtigkeit durch die gegebene Reihenfolge angedeutet ist, bedürfen näherer Erklärung und Begründung.

Vornehmste Richtschnur und Regel für jede praktische Grammatik ist der lebende Sprachgebrauch. Zwischen Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit scheiden zu wollen ist trotz Andresens so betitelt Buche verlorene Liebesmüh; was eine Sprachgemeinschaft einmal anerkannt und angenommen hat, das hat kein Grammatiker das Recht als fehlerhaft zu brandmarken. 8) Was oft so Sprachrichtigkeit genannt wird, ist weiter nichts als der Sprachgebrauch eines dahingegangenen Geschlechtes. Wie alle Erzeugnisse der Völkerpsychologie, so steht aber auch die Sprache in ihrer Entwicklung nie still; und deshalb gibt es bei ihr keine Zeiten des reinen Verfalls und keine Zeiten des reinen Aufbaus; Verfall und Aufbau gehen beständig neben einander her oder decken sich grösstenteils. Die Sprache von gestern ist tot, so wie die Toten sind, die sie gesprochen haben; keine Macht der Erde wird sie wieder zum Leben erwecken, — denken wir ihrer in Ehrfurcht, aber ohne Klage, und lassen wir die Toten ihre Toten begraben; das Leben ist bei den Lebendigen. Auch die Sprache von heute geht dahin, wie der Tag vergeht, und keines Josua Gebet wird ihre Sonne und ihren Mond stillstehen heissen. Und indem sie stirbt, übergibt sie, was von ihr lebensfähig und keimkräftig ist, der Sprache von morgen.

Im objektiven Sprachgebrauch liegt schon an sich die Allgemeingültigkeit. Festzustellen ist er also an möglichst vielseitigen Ausserungen der Sprachtätigkeit. Dahin gehört bei der lebenden Sprache vor allem als Ausgangspunkt die Umgangssprache, die wichtigste Seite des Sprachlebens, und zwar sowohl in gewählter als in vertraulicher Form. Zu beobachten ist die Umgangssprache, erstens im täglichen mündlichen Verkehr, was natürlich nur für die Gegenwart gelten kann; zweitens im Briefe, dessen Sprache vorwiegend geschriebene Umgangssprache ist; drittens im ernsten Prosadrama und höheren Lustspiel zeitgenössischer Schriftsteller sowie im Dialog des Romans. Die beiden letzten Punkte müssen für vergangene Sprachperioden den nötigen Aufschluss gewähren, da dann der erste versagt. Sodann sind erzählende, beschreibende, rednerische und wissenschaftliche Prosa, einschliesslich der besten Zeitschriften und Zeitungen, und endlich Dichtungen in gebundener Sprache zu untersuchen. Was sich bei all diesen Gruppen vorfindet, ist allgemeiner Sprachgebrauch; findet sich eine Erscheinung nur in der einen oder der anderen oder zweien der Gruppen, so erwartet man darüber in einer praktischen Grammatik zuverlässige Angaben.

Für jedes Zeitalter muss die gesetzgebende Grammatik neu geschrieben werden. Das ergibt sich zur Genüge schon aus dem Vorhergehenden.

8) Vgl. Lyon, a. a. O., S. 17.

Das Sprachgefühl beobachtet man am sichersten wieder an der Umgangssprache. Da diese zwischen Schriftsprache und Mundart die Mitte hält, indem sie sich abgesehen von mundartlicher Färbung in Lautstand und Wortformen an die geschriebene Sprache, in Wortschatz und Wortfügung hauptsächlich an die Mundart anschliesst, so gerät der kräftigste Jungbrunnen des Deutschen, der Dialekt, wohl schwerlich in Gefahr verschüttet zu werden.⁹⁾

Wo Sprachgebrauch und natürliches Sprachgefühl zur sicheren Entscheidung nicht ausreichen, also in zweifelhaften Fällen, ist die Sprachgeschichte zum Vergleich heranzuziehen. Bietet diese deutliche Parallelen, so ist die fragliche Erscheinung nicht zu beanstanden. Dies ist besonders wichtig, wenn eine Wendung nur bei einem Einzelnen belegt werden kann; denn „gerade in sprachlichen Dingen kann oft der Einzelne mehr bedeuten als eine tausendköpfige Menge, und am allerwenigsten lässt sich hier nach Majoritäten entscheiden.“¹⁰⁾ Wegen dieser Aufgabe der Sprachgeschichte ist es aber auch unerlässlich, dass sich die gesetzgebende Grammatik jeweils die Ergebnisse und Fortschritte der Sprachwissenschaft gründlich zu eigen mache. Sonst entbehren ihre Aufstellungen der einzig sicheren Grundlage und tragen den Charakter der Launenhaftigkeit und Willkür.

Dass auch der Sprachgebrauch der Klassiker, wofern er nur dem heutigen nicht zuwiderläuft, — aber auch nur dann, — zur Entscheidung herbeigezogen werden kann, bedarf keiner besonderen Rechtfertigung.

Mit der Forderung, in der praktischen Grammatik auch dem Geschmack eine Stimme einzuräumen, verlassen wir eigentlich schon das Gebiet der Grammatik und begeben uns in das Gebiet des Stils, wo uns Deutschen im allgemeinen nicht so sonderlich wohl ist, da wir nicht den festen Boden unbedingter Objektivität unter den Füßen haben. In Fragen des Stils sind die Romanen und vor allen die Franzosen ganz anders zu Hause. Im Deutschen, das für jeden Gedanken eine ungemeine Fülle von Ausdrucksmitteln, für jede Schattierung zahllose Halb- und Viertelfarben zur Verfügung hat, braucht sich kein Schriftsteller um seinen individuellen Stil abzumühen, solange er nur Individualität hat. Der mehr aufs Allgemeine gerichtete, mehr unpersönliche Franzose aber hat es infolge der feststehenden Form seiner Sprache viel leichter, sich den objektiven Sprachstil anzueignen.¹¹⁾

Und dann ist der ästhetische Sinn der Deutschen in sprachlichen Dingen in der langen Zeit, da das Deutsche unter fremder Zucht stand, sehr abgestumpft worden. Zum Glück sind die Fälle, bei deren Entscheidung man sich einzig auf das Stilgefühl verlassen muss, verschwindend gering. Wenn sie aber vorkommen, dann werden den, der sich an die Abfassung einer gesetzgebenden Grammatik macht, seine Vorarbeiten zu der ganzen Aufgabe auch instandsetzen, in Stilfragen sein eigenes Urteil haben zu dürfen.

Der Erste, der dem herrschenden Sprachgebrauch sein volles Recht einräumte, war der Berliner Rektor Johann Bödiker; in seinen „Grund-

9) Vgl. Goethes Wort: „Der Dialekt ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft.“

10) Lyon, a. a. O., S. 19.

11) Vgl. Hans Meyer, Das deutsche Volkstum, Leipzig und Wien 1889, S. 29

sätzen der deutschen Sprache" (1690) verlangt er, dass die Grammatik den Sprachgebrauch im Zusammenhange behandle; als Sprachmuster nennt er eine Reihe zeitgenössischer Schriftsteller, daneben auch noch Luther. Die Ansicht, dass die Schriftsprache (oder, wie sie damals oft genannt wurde, hochdeutsche Mundart) von den Gebildeten als Umgangssprache angenommen werden müsse, hatte gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts viele Anhänger gewonnen. Die bestehende Schriftsprache aber gründete sich seit Luthers Zeit auf das Kursächsische, die „Meissner Mundart“, und die Meissner standen trotz dem energischen Einspruch des grossen J. G. Schottel (Schottelius) in seiner „Ausführlichen Arbeit von der teutschen Hauptsprache“ (Braunschweig 1663) lange im Rufe, das schönste Deutsch zu sprechen, worauf sie sich nicht wenig zu gute taten.¹²⁾ Gestützt wurde die herrschende Ansicht noch im achtzehnten Jahrhundert durch Gottsched, der in seiner „Grundlegung einer deutschen Sprachkunst“ (Leipzig 1748) vom Meissner Deutsch (von ihm und Adelung als „obersächsische Mundart“ bezeichnet) ausging, und durch J. Chr. Adelung, der auf das Deutsche stärkeren Einfluss ausgeübt hat als je ein Einzelner vor oder nach ihm. (Lehrbuch der deutschen Sprache 1782; versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart, 4 Bände, 1774—1780). Während Gottsched noch den Schlesier Opitz an Stelle Luthers, dessen Sprache durchweg veraltet sei, als Sprachmuster empfohlen hatte, stellte Adelung die lebende Umgangssprache Obersachsens sogar über den Sprachgebrauch zeitgenössischer Schriftsteller. Und in Adelungs Bannkreis gerieth trotz anfänglicher Ablehnung und trotz den energischen Protesten Bodmers selbst die klassische Dichtung, besonders Schiller. In der Schreibweise und der Formenlehre hat tatsächlich Adelung die Einigung der Schriftsprache vollzogen; in diesen Punkten sind wir heute noch kaum über ihn hinausgekommen, wie überhaupt unsere praktische Grammatik noch im ganzen die Gottscheds und Adelungs ist. Wer sich heute auf sein Sprachgefühl verlässt, spricht und schreibt nach den Regeln in den Werken Adelungs und der beiden Heyse, selbst wenn er sie nie gesehen hat.¹³⁾

Nun trat im Jahre 1819 Jakob Grimm mit dem ersten Bande seiner Deutschen Grammatik auf den Plan, die die wissenschaftliche Sprachbetrachtung von Grund aus umgestaltete. Grimms Werk lehnte von vornherein jeden praktischen Zweck ab; und durch die Irrgänge der gesetzgebenden Grammatik abgestossen, warf er diese völlig beiseite und erklärte in der Vorrede seines Werkes, jeder Deutsche dürfe sich eine selbstgegene lebendige Grammatik nennen und brauche sich nach keinerlei Sprachmeisterregeln zu richten. Diese schroffe Ablehnung der gesetzgebenden Grammatik verträgt sich aber keineswegs mit unsern heutigen Anschauungen. Freilich kennt die historische Grammatik keine Sprachfehler, und jede Äusserung der Sprachtätigkeit, einerlei welcher Gestalt, ist ihr gleichwillkommen als Material, woran sie die Gesetze der Sprachentwicklung aufsucht und beobachtet. Nun ist aber der oberste Zweck der Sprache, der

12) Nach dem berühmten Satze „Mir Sachsen sprechen das reenste Deitsch“ dürfte diese Anschauung heute noch nicht ausgestorben sein, wie ja auch der alte Aberglaube, die hannöverische Aussprache des Deutschen sei durchaus vollkommen, immer noch in Hannover den begeistertsten Anhang findet.

13) Vgl. Lyon, a. a. O., S. 8—12.

sich im Laufe der Zeit immer stärker herausgebildet hat, Mitteilung und Verständigung. Ob die Sprache diesem Zweck vollkommen genügt, und ob sie ihm überhaupt genügen kann, bleibt sich gleich; der Zweck ist einmal da, und ihm hat sich der Einzelne zu fügen, wenn auch nach der Ansicht einiger Sprachforscher jeder Einzelne eine Sprachinsel für sich bildet. Gegen diesen Zweck der Verständigung jedoch verstossen die Sprachfehler des Einzelnen; ja, im eigentlichen Sinne werden solche Erscheinungen erst zu Sprachfehlern infolge ihres Mangels an Verständlichkeit. Der Einzelne wird nun schon von selbst sich dem Ganzen anzupassen suchen. Wo aber Schwankungen und Unsicherheiten einzureissen drohen, hat die Sprachgemeinschaft das gute Recht, regelnd einzugreifen; am allermeisten, wenn jeder Sprachstümper es wagen darf, sich mit einer verkehrten Anschauung des grossen Grimm schirmen zu wollen, die dieser heute ganz gewiss nicht mehr aussprechen würde.

Ganz offenkundig besteht das Bedürfnis nach einer gesetzgebenden Grammatik im Deutschen, und zwar, abgesehen von jedem anderen Grunde, schon um die Einigung der Gemeinsprache rüstig zu fördern. Daran haben Jahrhunderte gearbeitet, und doch ist die Einigung noch lange nicht vollkommen. Ob sie jemals erreicht werden kann, ist zum mindesten zweifelhaft; und noch zweifelhafter ist es, ob eine vollständige Einigung wünschenswert wäre. Man darf nicht ausser Acht lassen, dass einige der Kräfte (wie mundartliche Unterschiede), die, wenn nicht durch starke Gegenströmungen verhindert, die Gemeinsprache über kurz oder lang zersetzen müssten, zugleich unermüdlich der Sprache neue, kräftige Nahrung an Wortschatz und syntaktischen Ausdrucksmitteln zuführen. Doch diese Vorteile können dem Deutschen voll erhalten bleiben, ohne den Disintegrationstendenzen das Feld zu überlassen. Bewirkt werden kann dies jedoch nur durch eine neue praktische Grammatik auf streng geschichtlicher Grundlage in dem schon oben besprochenen Sinne. Eine neue; denn in das Heysische Werk sind zwar die Ergebnisse der geschichtlichen Forschung mit aner kennenswerthem Geschick und Fleiss hineingearbeitet worden, aber verlangt wird von dem verdienstvollen Bearbeiter selbst, Dr. Lyon, eine völlige Umgestaltung der praktischen Grammatik auf Grund der historischen.

Diese Forderung enthält zugleich auch die Angabe, wessen Pflicht es ist, dem Bedürfnis nach einer gesetzgebenden Grammatik entgegenzukommen. Die Allgemeinheit hat ein Recht, das von den Vertretern der deutschen Sprachwissenschaft an den Universitäten zu erwarten.¹⁴⁾ Denn ebensowenig wie jede andere Wissenschaft ist die Sprachwissenschaft nur um ihrer selbst willen da; und keiner Wissenschaft tut es an ihrer Würde Eintrag, sich sehr ernstlich darum zu kümmern, welche Dienste sie der Allgemeinheit leiste. Sie kann darum doch die hohe, die himmlische Göttin bleiben und braucht keineswegs zu der berühmten milchenden Kuh zu werden. Hinter dem gefissentlichen Meider aller Fühlung mit dem Leben versteckt sich leicht „das Unvermögen einer unfruchtbaren Gelehrsamkeit, oder aber eitle Lust an dem zwecklosen Spiele des eigenen Scharfsinnes, die beide gleich weit entfernt von wahrer Wissenschaftlichkeit sind.“¹⁵⁾ —

14) Vgl. auch H. C. G. von Jagemann, *Philology and Purism*. Publ. of the Mod. Langg. Ass. of Amer., vol XV.

15) Paul, a. a. O., S. 3—4.

„Wissenschaft und Praxis stehen vollkommen gleichberechtigt nebeneinander. Ja, die Wissenschaft gewinnt ihren wirklichen Wert nur erst durch eine Verwertung ihrer Ergebnisse im Leben. Und eine Wissenschaft, die sich vom Leben trennt, erstarrt in toten Formen und wird zu einer unfruchtbaren Scholastik.“¹⁶⁾ Wie unheilvoll und verwerflich andererseits die Praxis wird, wenn sie losgelöst von der Wissenschaft und im trotzigen Gegensatz zu ihr eigene Wege zu gehen versucht, zeigt Lyon schlagend an dem Beispiel des alten Daniel Sanders, dessen Bienenfleiss eine hundertfältig reichere Ernte erlangt haben müsste, wenn er nicht in seiner Verbitterung es verschmüht hätte, sich durch das Studium der Sprachgeschichte zu mehr als lediglich zum Stoffsammler auszubilden.¹⁷⁾

Den besten Beweis aber für das Bestehen des Bedürfnisses bestimmter sprachlicher Belehrung liefert der Erfolg eines Werkes, das in den letzten zwölf Jahren von sich reden gemacht hat wie kein zweites auf sprachlichem Gebiete, und das in seiner neuen Auflage die vorstehenden Bemerkungen über die gesetzgebende Grammatik veranlasst hat, Wustmanns „Sprachdummheiten“.¹⁸⁾

16) Lyon, a. a. O., S. 1.

17) Ebenda, S. 13. Dass Nietzsches Bezeichnung „Hand- und Schandwörterbuch“ ungerecht ist, bedarf keines Beweises.

18) Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhafte, des Falschen und des Hässlichen. Ein Hilfsbuch für alle die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen, von Gustav Wustmann. Dritte, verbesserte und vermehrte Ausgabe. Leipzig, F. W. Grunow, 1903.

(Fortsetzung folgt.)

Berichte und Notizen.

I. Korrespondenzen.

(Für die Pädagogischen Monatshefte.)

Cincinnati.

Wie ich in meinem letzten Briefe schon betonte, konzentriert sich in den Gesezeshallen unserer guten Hauptstadt Columbus das bisschen Interesse, welches die Staats-Solone dem auszuheckenden Schulcode überhaupt entgegenbringen, hauptsächlich auf die Schulbehörden oder -räte, bezw. deren Zusammensetzung. Jede grössere Stadt im Staate empfiehlt ihre gegenwärtig bestehende Einrichtung als Summum der Weisheit, und die Lehrer dort petitionieren zu gunsten derselben. So Cleveland und Toledo für kleine, Cincinnati für grössere Schulräthe. Wie gewöhnlich fehlt es dabei nicht an Liebenswürdigkeiten, die man sich nach berühmten Mustern in der Presse an die gegenseitigen Köpfe wirft. Darin scheint Cleveland den Vogel abschiessen zu

wollen, indem es allerlei „Enthüllungen“ zum Nachtheile des Cincinnati Systems der Wardvertretung mit grossem Gusto zum besten gibt, während andererseits Cincinnati sich bemüht, die sehr bedeutenden Mehrkosten des als schlecht hingestellten Clevelander Unterrichtswesens in liebevoller Beleuchtung hervorzuheben. Ich bin der unmassgeblichen Meinung, dass die ganze Geschichte durch diese Nörgeleien geschädigt und zur Hinschleppung verdammt wird, so dass vielleicht eben vor dem Schlusse der Legislatorsitzung etwas Übereiltes und Halbfertiges zutage gefördert und flugs per Inhaltsbefehl in die Ecke gestellt werden wird nach dem Motto: Was hilft das Gesetz, wenn es nicht umgestossen wird!

Auch die Lehrerpensionsangelegenheit ist wieder auf

der Bildflüche erschienen, und zwar auf Anlass des traurigen Zustandes, in dem sich die Finanzen der einzigen derartigen Einrichtung im Staate, der Lehrerpensionsbehörde von Cincinnati, befinden. Ich habe darüber schon wiederholt berichtet, kann mich daher heute auf die vorausgesehene traurige Tatsache beschränken, wonach die Einkünfte dieser Kasse die Ausgaben, d. h. die Pensionsbeträge nicht decken, trotzdem sämtliche Lehrer je \$20 jährlich dazu beitragen und die ausbezahlten Pensionen sich kaum auf \$400 jährlich für jeden Pensionär belaufen. Auch damit soll die Legislatur sich befassen und gesetzlich bestimmen, dass ein gewisser Teil der Schulsteuer zur Pensionierung der Lehrer verwendet werden kann. Darob Entrüstung und Widerspruch von allen Seiten, weil man nicht einsehen kann, warum Lehrer in dieser Hinsicht vor anderen städtischen Angestellten etwas voraushaben sollten. Wir haben und brauchen, so heisst es, in unserem freien, grossen, glorreichen Lande weder einen Beamten noch einen Lehrerstand, ergo: „Survival of the fittest“ auch für die Lehrer, mit anderen Worten „Wenn Du aber gar nichts hast, so lasse Dich begraben, Hund!“, oder sieh zu, dass Du Dich beizeiten aus dem göttlichen Lehramte salvierest. Letzteren Ausweg betreten denn auch nicht wenige heiratsfähige Kolleginnen allhier, worüber wieder die „Kadetten“ ihre helle Freude haben.

Einem vielgefühlten Bedürfnisse abzuhelpen, haben eine Anzahl von Mitgliedern des hiesigen deutschen Lehrervereines sich zu gesellschaftlich-wissenschaftlichen Zwecken zusammengetan und einen „Scherz und Ernst“ benannten Verein ins Leben gerufen. Hoffentlich ist's den Leuten auch rechter Ernst damit und beherzigen sie das beklagenswerte Schicksal, das die eine zeitlang so schön blühende Gesangssektion des genannten Vereines betroffen hat, die augenscheinlich auf Nimmerwiederzusammengestrommeltwerden (dieses Wort hat Duden rein vergessen!) aus dem Leim gegangen ist — ein ruhmloses Sterben, das sich gewiss der Gründer der Sektion, unser Freund Re-

daktor der „P. M.“ seinerzeit nicht hat träumen lassen.

Der Deutsche Oberlehrerverein hat sich jüngst an die Verleger der Weick-Grebnerschen deutschen Lesebücher gewandt mit dem Ansinnen, dieselben einer von seinen Mitgliedern für dringend nötig erachteten zeitgemässen Revision und Neubearbeitung zu unterziehen. Der Bescheid der Verleger soll jedoch ziemlich schroff ablehnend gelautet haben.

Da ich gerade von Büchern spreche! Von den zahlreichen „edited“, annotated with vocabulary“ deutschen Dicht- und Prosaerwerken, die uns neuerdings von lieben höheren Kollegen dargeboten werden, hat mir noch keines so gut gefallen wie „Der Trompeter von Säckingen“*), hergerichtet von Valentin Buehner, San Jose, Cal. Das gilt vor allem von dem wirklich vorzüglichen Erklärungen und dem nicht nur vom Verfasser so bezeichneten, sondern tatsächlich durchaus vollständig deutsch-englischen Wörterverzeichnisse. Ich nehme keinen Anstand, diese Arbeit des mir persönlich unbekannten Verfassers eine sehr zeit- und zweckgemässe zu nennen und die Hoffnung auszusprechen, dass dieses Scheffelsche Meisterwerk der neueren deutschen Dichtung sich in Schul- und Privatkreisen recht bald einer weiten Verbreitung erfreuen möge. Dass ich mit Meister Joseph, wie im Buche abgebildet, im Touristengewande mehr als einmal persönlich zusammengekommen bin in „Alt-Heidelberg, der Feinen“, das macht mir den „Sang vom Oberrhein“ in dieser Form um so lieber * * *

Milwaukee.

Grosses Interesse bringt man hier jetzt der im nächsten Monate März stattfindenden Wahl eines Leiters unsers Schulwesens entgegen, und der Schulrat ist schon mit den Vorarbeiten seit einiger Zeit beschäftigt. Es ist von demselben ein Ausschuss ernannt, welcher sich

*) Diese Schulausgabe ist auch uns zugegangen, und wir freuen uns, unserm Herrn Berichterstatter voll und ganz beipflichten zu können. Eine Besprechung des Buches soll in kurzer Zeit folgen. D. R.

nach Bewerbern und passenden Männern für diesen Posten umzu- sehen und dem Schulrat passende Vorschläge zu machen hat. Es stehen 5 Bewerber für das Amt im Felde, von denen 3 von hier sind, einschliesslich des jetzigen Inhabers der Stelle, und zwei von aussen. So weit bis jetzt verlautet, scheint im Ausschuss ein Mann von auswärts begünstigt zu werden, wohl nach der alten Regel, dass das Gute weit hergeholt werden müsse. Der jetzige Supt. Siefert, der das Amt 3 Termine zur völligen Zufriedenheit, wie man wohl behaupten kann, verwaltet hat, scheint mehreren Mitgliedern des Schulrats nicht mehr zu genügen. Man will vielleicht einen jüngern Mann haben, der sich mehr der al- lerneuesten und modernsten Rich- tung in der Pädagogik zuwendet und den Kopf voll allerlei up to date Me- thoden hat, und solche denn auch sofort einführen würde; ohne das alte und wahre Sprichwort zu be- denken, dass das Neue meistens nicht gut, und das wirklich Gute nicht neu ist. Herr Siefert ist ein praktischer und erfahrener Schulmann, der seit mehr als 24 Jahren mit den öffent- lichen Schulen Milwaukee in Ver- bindung steht, und dessen Anschau- ungen in der Pädagogik durchaus nicht altmodisch und hinter der Zeit zurück sind, der aber trotzdem vor- sichtig zu Werke geht bei allen Neuerungen und als probat ange- priesenen Methoden, und sich die- selben erst gehörig ansieht und sie prüft. Doch was geht dieser ganze Wechsel in der Oberleitung der Schulen überhaupt uns Lehrer an? Wir werden ja nicht um unsere An- sicht befragt und haben mit der Wahl nichts zu tun. Wir Lehrer wer- den auch mit jedem neuen Leiter der Schulen fertig werden, und müssen's ja auch, denn „Ordnung muss sind!“ sagt der Berliner. Aber dennoch ge- wöhnt man sich mit der Zeit so an einen Vorgesetzten, der im amtlichen Verkehr stets freundlich, zuvorkom- mend und höflich ist, und niemals ohne Not den „super“ herauskehrt, dass man solchen Vorgesetzten un- gern aus dem Amte scheiden sieht; noch dazu, da man nicht weiss, wer sein Nachfolger wird und wie der- selbe „regieren“ wird. Doch hoffen wollen wir, dass die Wahl, wie immer sie auch ausfallen möge, zum Wohl und Besten der Schulen und der Stadt ausfalle; die Wünsche und Hoffnungen der Lehrer fallen dabei ja weniger ins Gewicht.

Im Verein der städti- schen Lehrer (Milwaukee Teachers' Association) wurde vor einiger Zeit ein Vorschlag zur Auf- besserung der Lehrergehälter ge- macht und debattiert. Die daraus re- sultierende Resolution, welche vor- gelegt und angenommen wurde, ist sodann dem Schulrat überreicht. Die Proposition empfiehlt eine Aufbes- serung von 25 Prozent. Das ist ja nun alles recht gut und schön, wenn die Sache nur Erfolg hätte. Der Schulrat nimmt die Resolution ent- gegen, und damit hat es sein Bewen- den. Doch lassen Sie mich dieselbe erst anführen. Sie enthält die fol- genden Bestimmungen. 1. Lehrer der untersten 4 Grade, Hilfslehrer im Deutschen und Lehrerinnen der Kindergärten beginnen mit einem Gehalte von \$500, steigend mit \$50 per Jahr, bis das Maximum des Ge- halts von \$1000 nach 11 Jahren er- reicht ist. 2. Lehrer des 5. und 6. Grades beginnen mit \$600, steigend mit \$50 per Jahr, bis das Maximum von \$1000 nach 9 Jahren erreicht ist. 3. Lehrer des 7. Grades beginnen mit \$700, steigend mit \$50 per Jahr, bis das Maximum von \$1000 nach 7 Jah- ren erreicht ist. 4. Lehrer des 8. Grades beginnen mit \$800, steigend \$50 per Jahr, bis das Maximum von \$1000 nach 5 Jahren erreicht ist. 5. Erste Gehilfslehrer und Oberlehrer des Deutschen beginnen mit \$900, steigend mit \$50 das Jahr, bis das Maximum von \$1100 nach fünf Jahren erreicht ist. Das würde uns deutsche Oberlehrer wieder auf den status quo aute unsers Gehaltes bringen, wie wir es vor 7 Jahren hatten, wo man es für gut befand, uns um \$200 per Jahr zu beschneiden, wenn — die Sache den leisesten Schatten von Verwirklichung hätte. Aber der Schulrat hat immer seine stereotype Antwort bei der Hand: Wir haben dazu kein Geld in der Kasse. Das ist eben so stereotyp, wie der be- kannte Ausspruch des Kirchen- fürsten — non possumus! Und so warten wir Lehrer geduldig und den- ken dabei mit Karl Havermann: „Badt üt nich, so schadt ja nich“. Dazu kommt nun noch die flaue Ge- schäftszeit und allgemeine Depres- sion, so dass wir Lehrer uns auf dieselbe Antwort gefasst machen könnten, die die Magnaten der hie- sigen Strassenbahn ihren Angestell- ten auf eine Anfrage nach höhern Lohn gaben, nämlich: „Seid nur froh, dass wir euch nicht noch ab- ziehen!“ Lehrergehälter aufbessern

und den Lehrern Pension zahlen, das tut man nur in europäischen Ländern, von wo die armen, ungebildeten und halbbarbarischen Einwanderer kommen, denen man die Landung hier so missgönnt und erschwert. Für solche Extravaganzen hat man hier kein Geld. In einem englischen Schulblatt las ich neulich in einem Aufsatz über Lehrerpensionen den Satz: „Alle zivilisierte Länder und Nationen bezahlen ihren Lehrern Pensionen, mit Ausnahme von England und Amerika.“ Das Blatt führte dann noch ganz richtig aus, dass man das Geld, was man hier in einigen Staaten den alten Lehrern unter dem Namen „Pension“ zahle, diesen Namen gar nicht verdiene, da es nur eine spätere Rückzahlung von früher abgezogenem Gehalte sei. Pensionen bezahlt z. B. Onkel Sam seinen alten und invaliden Soldaten. A. W.

New York.

Die erste Versammlung unseres Vereines im neuen Jahre, am 9. Januar, war dem Andenken des verstorbenen Emil Dapprich gewidmet. Dr. Wahl gab in schlichten, schönen Worten, die von Herzen kamen und zu Herzen drangen, ein Lebens- und Charakterbild des deutschen Mannes, der wie wenige Wissen und Können zu einem harmonischen Ganzen vereinigte und ein lebendes Beispiel eines wahren Pädagogen war. Herr Herzog schilderte den Eindruck, den Dapprich auf diejenigen machte, die ihn auf Lehrertagen kennen zu lernen und zu beobachten Gelegenheit hatten, den Eindruck eines Ritters vom Geiste,

ohne Furcht und ohne Tadel, während drei Schüler des Verstorbenen, die Herren Appell, Riemer und Schmidt in kurzer und tiefgefühlter Rede des Lehrers und Freundes gedachten. „Er war uns allen ein Vorbild; er lehrte uns arbeiten durch sein Beispiel.“ „Er war uns mehr als ein Lehrer, er war uns ein väterlicher Freund.“ „Sein heiteres, sonniges Gemüt durchdrang die ganze Schule.“ „Als Lehrer ist er unbeschreiblich. Er verstand es, wie keiner, selbst den trockensten Gegenstand zu beleben und anziehend zu machen durch seine Persönlichkeit.“ Er hat sich die beste Unsterblichkeit gesichert im liebenden Andenken seiner Freunde und Schüler. Requiescat in pace.

Unser Verein erfreut sich eines fröhlichen Gedeihens. Derselbe hat im letzten Jahre eine Anzahl neuer Mitglieder gewonnen, und die jungen wie die alten stellten sich und stellen sich in erfreulicher Anzahl bei den Versammlungen ein. Besonders lobenswert ist der pünktliche und zahlreiche Besuch unserer wackeren Newarker, der alten Garde, die weder stirbt noch sich ergibt, oder doch wenigstens nur dem geistigen Genusse und der auf die Versammlungen folgenden Gemütlichkeit. Pünktlich zur Sekunde findet sich vor allem ein der allererste Nestor unseres Vereines, Herr Geppert (Newark), trotz Regen und Schnee. Unser Verein wünscht allen Brudervereinen ein glückliches neues Jahr: Vivant, floreat, crescant.

H. Z.

II. Umschau.

Preis ausschreiben. Der Nordamerikanische Turnerbund hat einen Preis von \$50 (210 Mark) für das beste, zum Text für ein Turnfestlied geeignete deutsche Gedicht ausgeschrieben. Dem von Herrn Hermann Lieber, dem ersten Sprecher des Bundesvorortes zu Indianapolis, und dem ersten Schriftwart Herrn Theodor Stempfel ebendasselbst unterzeichneten Zirkular entnehmen wir folgende Bestimmungen:

1. Die Gedichte sind dem 1. Schriftwart des Bundesvorortes, Theodor Stempfel, Box 166, Indianapolis, Indiana, United States of America, franko zu übersenden. Sie

müssen sich spätestens am 1. Mai 1904 in den Händen des genannten Beamten befinden.

2. Zur Preisbewerbung sind Männer und Frauen aller Länder berechtigt. Der Preisbewerber braucht nicht Mitglied eines Turnvereins zu sein. Da die infolge des ersten Preis ausschreibens eingesandten Gedichte und Namensangaben sich nicht mehr in den Händen des Preisgerichtes befinden, so ist es den betreffenden Einsendern gestattet, sich entweder mit neuen Gedichten oder Umarbeitungen der alten an der Preisbewerbung zu beteiligen.

3. Die Gedichte müssen mit einem Motto versehen sein, und es soll den-

selben ein verschlossener Umschlag mit dem Motto, dem Namen und der Adresse des Dichters beiliegen. Dieser Umschlag wird erst nach Fällung des Urteils geöffnet.

4. Der Text des Festliedes soll nicht mehr als etwa 300 Silben enthalten.

5. Falls sich unter den eingesandten Gedichten keines befindet, das den gestellten Anforderungen genügt, so soll keinem der Dichter der Preis zugesprochen werden.

6. Das Preisausschreiben für die Tondichtung wird unter Mitteilung des preisgekrönten Gedichtes am 1. Juni 1904 zur Post gegeben werden.

7. Konkurrenztermin für die Tondichtung: 1. November 1904.

Prof. Rein von der Universität Jena beabsichtigt, im kommenden Sommer den Vereinigten Staaten einen Besuch abzustatten und eine Anzahl von Vorträgen zu halten. Wie uns Frl. Amalie Nix, die auf die Einladung des Herrn Prof. R. im Sommer des Jahres 1902 in mehreren Universitäts- Sommerschulen Deutschlands Vorträge über Frauenbildung in den Vereinigten Staaten gehalten, mitteilt, reist Herr Prof. R. in Begleitung seiner Gattin und trifft Mitte August in New York ein. Die Vorbereitungen zu der Vortrags-tour liegen in den Händen von Frl. Nix, Central High School, St. Paul, Minn., an die man sich gefälligst wegen näherer Auskunft baldigst wenden wolle. Herr Prof. Rein ist in den Ver. Staaten ebenso rühmlich bekannt wie im alten Vaterlande, und seine vielen Freunde werden ihm einen warmen Empfang bereiten.

Die Welle der Bewegung zur Aufbesserung der Lehrergehälter in den Vereinigten Staaten hat bereits die Küste des Stillen Ozeans erreicht. In Kalifornien ist es der Journalist Irving Martin, der im „Daily Record“ von Stockton entschlossen für höhere Gehälter der kalifornischen Lehrer kämpft. Herr M. fordert unter anderem für Männer und Frauen denselben Verdienst für dieselbe Arbeit. Er hat nicht allein bereits den Gouverneur Pardee für die Sache gewonnen, sondern, was weit wichtiger ist, er hat auch die Presse seines Staates veranlasst, die Angelegenheit der Lehrer zu fördern.

In Pennsylvania hat der Staats-Schulsuperintendent Dr. N. C.

Schäffer in den letzten fünf Jahren sich fortgesetzt und, wie berichtet wird, auch mit Erfolg bemüht, die Gehälter der Lehrer zu erhöhen. Auch in Indiana, Nebraska, Nord-Carolina, Arizona und Kansas sind die Lehrer nicht untätig geblieben, ihre Lage zu verbessern.

Die Lehrer der Stadt New York allein scheinen zufriedenstellende Gehälter zu erhalten. Dort beziehen 4913 Lehrer Gehälter, die zwischen \$1000 und \$8000 jährlich schwanken. Aber selbst das oft gepriesene New York hat immer noch 5650 Lehrer, die weniger als jährlich \$1000 haben.

Der Staats-Lehrerverband von Wisconsin hat sich ebenfalls während seiner Sitzungen in den Weihnachtsferien recht ernstlich mit der Frage der Lehrergehälter befasst. Er beschloss, sich an die Legislatur des Staates zu wenden.

Als Kuriosum mag hier die Tatsache mit erwähnt werden, dass es in den Reihen der Lehrer selbst Leute gibt, die einer Erhöhung der Lehrergehälter entgegenarbeiten. Zu diesen seltenen Vögeln gehört der Schulsuperintendent von Anderson, Ind., ein gewisser J. W. Carr, der „seine“ Lehrerinnen fragt, ob der Aufenthalt unter Kindern, inmitten einer Atmosphäre von Reinheit und Unschuld, das Glück und der Sonnenschein auf den Gesichtern, und was dergleichen schöne Dinge mehr sind, nicht schon Belohnung genug sei. Es dürfte Herrn C., dem übrigens das Gehalt sofort herabgesetzt werden sollte, schwerlich gelingen, einer aus tausend Lehrerinnen zu beweisen, dass Gotteslohn und im Alter ein Leben im Armenhause verlockender sind als eine nennenswerte Gehaltszulage!

Die Fussball-Saison der amerikanischen Hochschulen ist eben zu Ende gegangen. Da eine zuverlässige Unfall-Statistik nicht erhältlich ist, so lässt sich über die vorgekommenen Unglücksfälle nur das mitteilen, was hier und dort in den Tagesblättern berichtet worden ist. Dreizehn Fussballspieler sind gefährlich verletzt worden, einige dieser dreizehn werden lebenslanglich verkrüppelt bleiben; einen Studenten haben die erhaltenen Verletzungen wahnsinnig gemacht. Die Anzahl der weniger gefährlichen, aber schmerzlichen Verletzungen geht natürlich in die Hunderte.

Die schwereren Unfälle sollen auf die ungeschulten Spieler beschränkt

geblieben sein. Die professionellen Neuner- oder Elfer-Riegen der grossen Universitäten haben keine permanenten Invaliden aufzuweisen gehabt. Zwei von diesen Athleten haben nur je ein Bein gebrochen (Yale und Harvard); andere haben nichts weiter davongetragen, als eine ausgerenkte Schulter oder einen zerschundenen Kopf, oder sonst eine „Kleinigkeit“.

Infolge der vielen Unfälle haben nun eine Anzahl der kleineren Schulen das Fussballspiel ganz verboten, Columbus Junction, Pa., und Greenfield, O., auf Grund einer von den Eltern den Schulbehörden zugestellten Bittschrift.

Im Jahre 1903 belief sich die Anzahl der Kinder in den Schulen der Vereinigten Staaten auf rund 18 Millionen, oder 22 Prozent der Gesamtbevölkerung. Der Durchschnittsbesuch war 70 Prozent der 18 Millionen. Ein Viertel der halben Million Lehrer waren Männer. Durchschnittsgehalt der männlichen Lehrkräfte: \$50, der weiblichen: \$40.

Der Flächenraum der Weltausstellung zu St. Louis ist 1200 Acker gross; seine Form ist die eines länglichen Viereckes, 2 Meilen lang und eine Meile breit. Die Fläche ist wellig, und viele der schönsten Gebäude stehen auf Hügeln. Das Haus, in dem die Schulen der ganzen Welt das Wenigste, was sie zeigen können, ausstellen sollen, ist 400 zu 600 Fuss gross. Die Schulausstellung in St. Louis soll insofern von allen vorhergegangenen ähnlichen Ausstellungen abweichen, als man dort die Zöglinge selbst bei ihrer Arbeit im Laboratorium, in der Näh- oder Kochschule, in der Werkstatt beim Handfertigkeit-Unterricht, ja selbst die Taubstummen und Blinden bei ihrer Tätigkeit vorführen will.

Die betreffenden Beamten haben die Ausstellungsgegenstände der Schulen in acht Gruppen geteilt, und zwar wie folgt:

Gruppe I und II, Volksschulen; III, Hochschulen; IV, Die schönen Künste; V, Ackerbauschulen; VI, Handels- und Industrieschulen; VII, Blinden- und Taubstummen-Anstalten; VIII, Textbücher, Schulmöbel, Anschauungsmittel, etc.

Der Staat Wisconsin, mit einer Bevölkerung von 2,069,042, hat im Schuljahre 1902—03 \$7,157,730 für die Erziehung der Jugend ausgegeben. Die Anzahl der Kinder belief

sich auf 456,831, die der Lehrer auf 13,669.

Mit grosser Härte ist der Staatsgesundheitsrat von Indiana gegen etwa 250 Lehrer und Lehrerinnen vorgegangen. Denselben wurde die Wiederanstellung untersagt, und zwar auf den Grund hin, dass die betreffenden Herren und Damen tuberkulös sind, so dass also die Gefahr vorliegt, dass sie die Keime der schrecklichen Krankheit auch den Schülern mitteilen.

Berlin. Streik im Interesse der Standesehre. An den kaufmännischen Fortbildungsschulen waren bisher 20—25 akademisch gebildete Lehrer beschäftigt. Einem dieser Oberlehrer wurde nach den Sommerferien gekündigt, weil er sich beschwert hatte, dass der seminaristisch gebildete Rektor bei ihm hatte hospitieren wollen. Jetzt beschwerten sich sämtliche Oberlehrer gegen eine derartige Überwachung beim Kuratorium, aber ohne Erfolg. Daraufhin stellten mit Ausnahme von zweien alle akademisch gebildeten Lehrer am 1. Oktober ihre Wirksamkeit an den Fortbildungsschulen ein. In einer Versammlung des Berliner Gymnasiallehrervereins wurde folgende Resolution angenommen: „Die Versammlung nimmt mit Interesse von den Gründen Kenntnis, die eine grosse Anzahl der Mitglieder veranlasst haben, ihre bisherige Tätigkeit an den kaufmännischen Fortbildungsschulen aufzugeben. Sie erkennt an, dass dieser Schritt im Interesse der Standesehre unbedingt notwendig war und hält deshalb auch für die Zukunft eine Lehrtätigkeit von akademisch gebildeten Lehrern an jenen Anstalten unter den jetzigen Verhältnissen für unvereinbar mit dem Standesinteresse.“ Dazu macht die „Leipz. Lehrerztg.“ die folgenden Bemerkungen: Die akademisch gebildeten Lehrer in Preussen und einigen anderen Staaten sorgen doch immer für den Humor. Ist doch erst kürzlich einer dieser Humoristen in die Redaktion des Kladderadatsch eingetreten. Wir empfehlen den in ihrem Standesgefühl so tief Gekränkten, solange nach China auszuwandern, bis die deutschen Regierungen das berechnete Verlangen der deutschen Volksschullehrer auf uneingeschränkte Zulassung zum Studium an den Universitäten erfüllt haben. Auch der

vor kurzem wegen Beleidigung eines oldenburgischen Ministers verurteilte Oberlehrer Dr. Ries, der in dem Prozess erklärte: Ich war auch verbittert, dass einem Seminarlehrer der Titel „Oberlehrer“ verliehen wurde, könnte sich mit ins Land der Zöpfe begeben.

Deutschland. Die im Dezember 1902 und Januar 1903 ergangenen neuen Verordnungen der preussischen Ministerien über die Erwerbung des Berechtigungsscheines durch Seminarabiturienten haben bewirkt, dass auch in den übrigen deutschen Bundesstaaten ähnlich lautende Erlasse gegeben worden sind. Damit ist die Frage der Erwerbung des Berechtigungsscheines endgültig und für alle Bundesstaaten einheitlich geregelt.

Hessen. An der Universität zu Gießen sind mit Beginn des Winterhalbjahres zum erstenmal Volksschullehrer zum Studium eingetreten, die von der kürzlich erlassenen Verfügung des Grossherzoglichen Ministeriums Gebrauch machen, wonach es den Lehrern, die mit den besten Noten die Abgangsprüfung vom Seminar und die Staatsprüfung bestanden haben, gestattet ist, eine dreijährige Studienzeit an der Universität durchzumachen, um alsdann als Lehrer an höheren Lehranstalten, Lehrerbildungsanstalten und im Schulverwaltungsdienst verwendet zu werden.

Mecklenburg. Zum Besoldungselend. Nachdem in Sch. die neuerrichtete Klasse ein halbes Jahr von den dortigen Lehrern mit verwaltet worden war, fand sich zu Michaelis eine eigene Lehrkraft dafür. Das Anfangsgehalt beträgt wie üblich 800 M. Als der neue Kollege am Tage vor Schulanfang in seinem neuen Wirkungskreise eintraf und sich um eine geeignete Wohnung mit Pension bewarb, forderte man fast überall mit besonderer Übereinstimmung 720 M. Enttäuscht griff er wieder zum Knotenstock und wandte der ungastlichen Stadt den Rücken: mit 20 M. Taschengeld pro Quartal glaubte er Schneider und Schuhmacher, Steuern und Abgaben etc. nicht bezahlen zu können.

Zahl der Lehrerinnen in den deutschen Grossstädten, nach dem statistischen Jahrbuch der deutschen Städte: Es kommen in Berlin auf je 100 Lehr-

kräfte 44,02 Lehrerinnen, in Aachen 49,50, Altona 44,51, Danzig 44,72, Lübeck 44,69, München 47,85, Strassburg 46,50, Chemnitz 4,02, Plauen i. V. 5,81, Zwickau 5,17, Leipzig 10,92, Duisburg 7,65, Nürnberg 15,98, Wiesbaden 19,85. Der Anteil der Lehrerinnen beträgt zwischen 20 und 30 Prozent in 12 Städten, in 14 Städten zwischen 30 und 40 Prozent. Durchschnittlich ist in den 42 Grossstädten der Anteil der Lehrerinnen 30 auf je 100 Lehrpersonen.

Schweden. Da die schwedische Unterrichtsverwaltung den Unterrichtsplan der höheren Lehranstalten zu ändern wünscht, wandte sie sich an die Lehrkörper der einzelnen Anstalten und holte ihre Ansicht über den Unterricht in den neueren Sprachen ein. Fast allgemein hielt man für nötig, Deutsch an die erste Stelle zu setzen und ihm den Vorrang vor Englisch und Französisch einzuräumen. Die Begründung dieser Ansicht gibt ein Lehrerkollegium in folgender Weise: „Die deutsche Kultur mit ihren reichen Wissensschätzen, ihren dichterischen Erzeugnissen und der Vielseitigkeit des sprachlichen Ausdruckes rangiert ganz unbestritten in unsern Tagen an der vornehmsten Stelle. Hinzu kommt, dass die neuzeitlichen Schulbestrebungen mehr und mehr einer positiven Berücksichtigung jener besonderen Aufgabe zuneigen, durch welche die Befähigung der heranwachsenden Jugend zur späteren Teilnahme am wissenschaftlichen Leben erhöht und die Aussichten auf eine gesicherte Lebensstellung verbessert werden können. In diesen beiden grundlegenden Beziehungen bietet weder das Französische mit seinem geringen kommerziellen Werte noch das Englische mit seiner geringen Bedeutung auf rein kulturellem Gebiete die gleichen Bildungsmöglichkeiten wie das Deutsche.“ Dass die Reform durchgeführt wird, geht daraus hervor, dass in Upsala und Lund zwei neue Professuren für germanische Sprachen eingerichtet werden sollen, damit es nicht an gut vorgebildeten Lehrern fehlt.

Schweiz. In Zürich sind kürzlich erschweringe Bedingungen für die Aufnahme von Russinnen zum Studium der Medizin erlassen worden. Als Grund wird der aussergewöhnlich starke Zudrang aus dem Zarenreich ange-

geben. Russinnen, die zugelassen werden wollen, müssen an Vorbildung denselben Anforderungen genügen, wie die Schweizer Studenten; damit dennoch letztere nicht benachteiligt werden, sollen in Zukunft auch noch Platzkarten für die Kliniken ausgegeben werden.

Frankreich. Von den 10,049 kongreganistischen Schulen, die geschlossen worden sind, ist wie die „Schweiz. Lehrertg.“ berichtet, mehr als die Hälfte (5830 Schulen) wieder eröffnet worden. Von 988 Knabenschulen werden 106 von weltlichen Lehrern, die anderen von säkularisierten Mönchen geleitet. Von den Mädchenschulen stehen 2976 unter Leitung ehemaliger Nonnen.

England. Auf der Versammlung der „British Association“ in Southport führte Sir William Abney aus, wie gross der Fortschritt der Erziehungswissenschaft in den letzten 50 Jahren ist, sowohl was Qualität, als auch was Quantität anbelangt. Im allgemeinen war man dafür, die Spezialisierung der Schulen soweit wie möglich hinauszuschieben. Besonders empfohlen wurde das sogenannte Frankfurter System, wonach Latein erst im 12. Lebensjahre des Schülers beginnt. — Am praktischsten war die Frage über die Mädchenerziehung. Es wurde besonders die Gefahr des Überarbeitens zwischen dem 12. und 16. Jahre betont. Über den Unterschied in Knaben- und Mädchenschulen konnte wenig festgestellt werden. Die neuesten Mädchenschulen sind ähnlich den Knabenschulen angelegt. Sie haben dieselben Examina und ebenso gute, oft bessere Erfolge. Die mangelhafte

Erziehung für den „häuslichen Beruf“ wurde von Dr. Armstrong besprochen, jedoch seine Worte waren nur „vox clamantis in deserto“.

Aus Russland. Wen die Götter hassen, den machen sie auch in Russland zum Lehrer. Am 19. Oktober traf auf der Station Werinnowka aus Ssaratow eine unbekannte, offenbar kranke junge Dame ein; sie begab sich in das Damenzimmer und erregte durch ihren langen Aufenthalt dortselbst die Aufmerksamkeit des Stationspersonals. Als sich schliesslich ein Wächter ins Damenzimmer begab, fand er die Dame wie leblos auf dem Sopha liegen. Er rief den Stationschef herbei, der, nachdem er sich von dem kranken Zustande der Reisenden überzeugt hatte, sofort einen Feldscher holen liess. Diesem gelang es mit grosser Mühe, die Kranke ins Bewusstsein zurückzurufen. Nachdem er ihr einige Löffel Bouillon eingeflösst hatte, erfuhr er von der Dame, dass sie eine Volksschullehrerin sei. In letzter Zeit wäre sie an einem Fieber erkrankt und hätte sich zur Kur in ihre Heimat begeben müssen. Unterwegs wäre ihr ihre ohnehin sehr kleine Barschaft — eine Unterstützung hätte sie nicht erhalten — gestohlen worden, so dass sie seit drei Tagen buchstäblich nichts genossen hätte. Tatsächlich stellte der Feldscher fest, dass sich die Kranke im letzten Stadium des Verhungerns befinde. Die Eisenbahnbeamten nahmen sich auf das freundlichste der Unglücklichen an, veranstalteten für sie eine Subskription und forderten sie auf, bis zur völligen Wiederherstellung auf der Station zu bleiben.

III. Vermischtes.

* **Eigenartiger Zufall.** In einer Schule zu Soest trug sich ein eigenartiger Zufall zu. In der Frühstückspause kam ein Kind zu Fall, wobei es mit der Stirn auf einen Stein schlug. Das Kind begab sich alsbald mit den übrigen ins Klassenzimmer, wo es plötzlich erblindete. Sogleich wurde es dem Arzt vorgeführt, der eine leichte Gehirnerschütterung konstatierte, die voraussichtlich in einigen Tagen gehoben sein würde. Zur besseren Beobachtung und sorgfältigen Pflege wurde das erblindete Kind dem

Waisenhause übergeben. Die Genesung des Kindes schreitet langsam fort. Schon gegen Abend war das Auge für einige Lichtstrahlen empfänglich.

* **Plakatpädagogik.** Die „Neue Westdeutsche Lehrerzeitung“ wendet sich gegen eine Art der Erziehung der Jugend: Die Erziehung durch Plakate. „Es ist an der Zeit, mit lauter Stimme Protest zu erheben“. — Der Verfasser beruft sich auf eine Erfahrung, die jeder Lehrer, jeder Seminarist machen kann und die er auch gemacht hat. Eine Karte

mit den Bildnissen der preussischen Könige und ihrer Regierungszeit hing nahezu ein Jahr lang an der Vorderwand eines Schulzimmers. Als das Bild entfernt wurde, konnte niemand eine von den Zahlen angeben ausser den Regierungszahlen der Kaiser. Trotzdem ist man auf diesem Wege fortgegangen. Um den Kampf gegen den Alkoholgenuss recht wirksam zu führen, hat ein Verein abstinenter Lehrer zehn „Lehrsätze“ verfasst und sie auf Heftdeckel drucken lassen. Wenn ein Kind von seinen Eltern einen Schnaps bekommt, wird es vielleicht daran denken, dass auf dem Deckel seines Schreibheftes gesagt ist, es sei besser, das Alkoholtrinken zu unterlassen, wenn es zufällig die Sätze gelesen hat. Ein ähnliches Mittel wendet man in Sachsen-Weimar-Eisenach an. Dort hat man Tafeln mit 21 Regeln in die Schulzimmer gebracht, die die Überschrift tragen: „Was müssen wir tun, um gesund zu bleiben?“ — Die beiden angeführten Massnahmen lassen den Verfasser in die Worte ausbrechen: „Soviele Männer unterziehen sich dem Studium der Psychologie; soviel Männer suchen auf Grund dessen die Pädagogik auszugestalten; soviel Männer studieren ihre Zöglinge; soviel Männer bereiten sich auf ihren Unterricht vor; soviel Männer haben sich in ihren Unterrichtsstunden abgearbeitet; und das war alles unnötig, die Sache ist so einfach. Mit immer mehr Plakaten müssen die Wände bedeckt werden. Doch noch erhabener lässt es sich gestalten. Die Wände werden tapziert (was sehr zu wünschen wäre), die Tapeten sind bedeckt mit lauter Sätzen, die Anweisungen und Belehrungen enthalten, die Fussböden sind mit solchen bemalt, ebenso die Bänke. Essgeräte dürfen nicht fehlen, Schuhanzieher, Hosenträger, alles, alles Pädagogik.“ Und nun die Gründe dafür, dass man auf diesem Wege nicht zum Ziele kommt? Man vertraut auf Worte, man glaubt, die Vorstellungen seien die Grunderscheinungen des Seelenlebens, aus denen sich der Wille stets aufbaue. Dazu kommt ein zweites. Wie wir das Ticken der Uhr nach einiger Zeit nicht mehr hören, so verschwindet auch das Plakat vor unseren Augen. Die Kinder sehens und sehens doch nicht. Möge man sich doch stets an das Wort des Königsberger Philosophen erinnern: „Erziehung ist das grösste Problem und das schwerste, was dem Menschen kann aufgegeben werden.“

* Am internationalen Schülerbriefwechsel, der ein von pädagogischer Seite unternommener Versuch ist, deutsche Schüler mit französischen, englischen und amerikanischen Schülern Briefe wechseln zu lassen, sind nach Angaben in einem den Gegenstand behandelnden Schriftchen von Prof. Dr. Markscheffel (Weimar) in Deutschland beteiligt: 70 Gymnasien, 56 Realschulen, 46 Realgymnasien, 14 Oberrealschulen, 5 Lehrerseminare, 5 Handelsschulen, 75 höhere Mädchenschulen, 9 Lehrerinnenseminare, also 280 Schulen, in Frankreich 217, in Grossbritannien 55, in Amerika 68 Schulen verschiedener Art. Die „Deutsche Zentralstelle für internationalen Briefwechsel“ befindet sich Leipzig-Gohlis, Fechnerstrasse 2. Schüler müssen sich für die Anmeldung stets der Vermittlung durch einen ihrer Lehrer bedienen. — In Nr. 285 der „Tägl. Rundschau“ spricht ein westdeutscher Alumnatsinspektor schwerwiegende Bedenken gegen diesen Briefwechsel aus.

* Die folgenden acht Wörter sollen die längsten der englischen Sprache sein:

Incomprehensibility,
Subconstitutionalist,
Philoprogenitiveness,
Disproportionableness,
Velocipedestrianistical,
Anthropophagmian,
Transubstantiationist,
Antitransubstantionalist.

Da sollte das „W. Va. School Journal“ erst mal die acht längsten Wörter der deutschen Sprache sehen!

* Was ist Faulheit? „Die Wirkung der Harnsäure und der Kohlensäure auf willkürliche Nervenzentrenpunkte, sie (die Faulheit) ist in ihrer Art ebenso wohl eine Krankheit wie Rheumatismus.“ Das ist Roy Glasgows Definition für Faulheit vor einer Lehrerversammlung in Missouri.

* Das Weimarer Staatsministerium macht auf die Gefährlichkeit der „Farbkreiden“ aufmerksam und ordnet die Aufnahme der „Alkoholgenussgefahr“ in den Lehrplan an.

* In Rumänien ist jedem Gymnasialdirektor zur Besorgung der Schreibgeschäfte ein Sekretär beigegeben, und die Lehrer sind nur zu 12 wöchentlichen Unterrichtsstunden verpflichtet. Jede weitere

Stunde wird mit 20 Fr. pro Monat honoriert. Das Gehalt der rumänischen Gymnasiallehrer ist ein angemessenes, denn es beträgt 3600 Fr. und steigt jedes fünfte Jahr bis zum Höchstgehalt von 5040 Fr. Die Dienstzeit dauert 30 Jahre.

* Am 10. November verstarb im Alter von 46 Jahren in Halle der durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der Kinderforschung bekannte Arzt Dr. med. Schmidt-Monard. Auf ärztlichen Kongressen, im Stadtverordnetenrat, in Lehrer- und Bürgervereinen trat er stets für schulhygienische Forderungen mit Sachkenntnis und Wärme ein.

* In der hessischen zweiten Kammer wurde gesetzliche Festsetzung der höchstzulässigen Schülerzahl einer Klasse auf 40 verlangt. Nur ausnahmsweise sollen bis zu 60 Kinder einem Lehrer überwiesen werden dürfen.

* Ein reicher Hindu stiftete 25,000 Pfund Sterling zur Gründung eines Lehrstuhles der Philosophie an der Hochschule zu Oxford unter dem Namen Herbert Spencers.

* Der Deutsche Fröbel-Verband verlangt bei der Reform der höheren Mädchenschulen Pflege der „Wissenschaft der Mutter“: Haushalt, Erziehung, Kinderpflege nach „Harry Schmitt“.

* Gewinner der Nobelpreise 1903: Bj. Björnson für Literatur; Svante Arrhenius, Stockholm, Prof., 45 J. alt, für Physik (Theorie der elektrolytischen Dissoziationen); Nyls Ryberg Finsen, ein Sohn der Faroer, Arzt in Kopenhagen, 43 J. alt, für Medizin (Begründer der Lichttherapie); das Ehepaar Currie und Henry Becquerel in Paris,

Preis für Chemie (Erforschung des Radiums); William Randall Cremer, engl. Parlamentsmitglied, Friedenspreis (Urheber der Friedenskonferenzen).

* In Schweden haben viele Schulen nur halbe Unterrichtszeit, je den zweiten Tag. Da eine Schulbehörde in Angermansland die volle Schulzeit einführt, beschlossen 200 Arbeiter zu streiken, d. h. ihre Kinder wie bisher je den zweiten Tag zur Schule zu senden.

* In einigen Bezirken Serbiens haben die Lehrer 2—3 Monate keinen Gehalt (gesetzlich 1000—3000 Dinar, für Lehrerinnen 840 bis 2450 D.) erhalten.

* Eine Höfliche. Eine Berliner Lehrerin mühte sich ab, den Kindern die zurückzielenden Zeitwörter zu erklären. Schliesslich, nachdem sie verstanden zu sein hoffte, begann sie damit, die Kinder das Zeitwort „sich setzen“ durchkonjugieren zu lassen: „Fang du an, Mariechen!“ Mariechen: Ich setze mir, du setzest dir, er setzet ihr... Lehrerin: Falsch, die Nächste weiter! Gretchen: Ich setze dir, du setzest mir... Lehrerin: Falsch! Weisst etwa du es, Lieschen!“ Lieschen von der letzten Bank hat sich nämlich durch Fingerhochheben bemerkbar gemacht. Und Lieschen nickt und beginnt triumphierend: „Ich bin so frei und setze mir, du bist so frei und setzest dir...“

* Aus Schülerheften. Ob schon der Nagelschmied ein wackerer Mann war, brannte seinem Nachbar das Haus ab. — Infolge der glücklichen Regierung kam bei der Königin Elisabeth der berühmte Dichter Shakespeare hervor.

Bücherbesprechungen.

German Genders. Rules and Exceptions. Compiled by Robert Grimshaw, Ph. D. New York. Brentano's, 1902.

This is a handy little book of thirty-five pages all told, — a companion volume to the same author's French Genders. In the first place, the author points out, with many illustrative examples, seven ways in which gender is expressed in German, devoting over thirteen pages to affixes. Then follows a list

of nouns with double genders, divided into two classes, (1) those with practically the same meaning, and (2) those with different meanings. The book is closed with an alphabetical list of exceptions covering four or five pages. The innocent little volume presents in convenient form the most essential rules on the subject of gender.

Charles Bundy Wilson.
State University of Iowa.

Allen and Greenough's New Latin Grammar for Schools and Colleges, founded on comparative grammar. Edited by J. B. Greenough, G. L. Kittredge, A. A. H. Howard, Benj. L. D. Ooge. Boston, Ginn & Co., 1903.

The Allen and Greenough's New Latin Grammar, recently published, will take its place in the foremost ranks of Latin grammars as a suitable text-book for secondary schools and the college student. Advantage has been taken of the careful study, investigation and practical conclusions reached since the edi-

tion of 1888, and the result is an excellent guide for the student of Latin. That which recommends the book more than any other feature is the clear and complete setting forth of the fundamental principles of Latin syntax, both noun and verb constructions. While the citations of examples are from a wide range of authors, yet they are unusually clear and arranged in such a way as to invite the attention of the beginning student. The terminology employed is plain and satisfactory and the typography is neat and attractive, and with the beginner these features are important.

Eingesandte Bücher.

Entwicklungslehre von Dr. Franz v. Wagner. With notes and vocabulary by Arthur S. Wright, Professor of Modern Languages, Case School of Applied Science. Boston, D. C. Heath and Co., 1904.

Robinson der Jüngere von Joachim Heinrich Campe. Abridged and edited with notes and vocabulary by C. H. Ibershoff, Teacher of German, Detroit University School. Boston, D. C. Heath and Co., 1904.

Elementary German for Sight Translation by R. Clyde Ford, Ph. D., Professor of French and German in the Michigan State Normal College, Ypsilanti, Ginn and Co., 1904. Price 30 cts.

Goethes „das Märchen". Edited with introduction, notes, vocabulary and conversational exercises by Chas. A. Eggert, Ph. D., formerly Professor of the German Language and Literature in the University of Iowa. Boston, D. C. Heath and Co., 1904.

The First Three Books of Homer's Iliad with introduction, commentary and vocabulary for the use of schools by Thomas D. Seymour, Hillhouse, Professor of Greek in Yale College. Revised Edition. Boston, Ginn and Co., 1903. Price \$1.25.

Die drei Freier, Erzählung von Levin Schücking. Edited with introduction and notes by Otto

Heller, Ph. D., Professor of the German Language and Literature in Washington University, and Head of the German Department in the Chautauqua Institution. Boston Ginn and Co., 1904. Price 35 cts.

La Mare au Diable by George Sand. Edited, with brief introduction, notes, and full vocabulary by Leigh R. Gregor, Lecturer on Modern Languages in McGill University, Montreal, Canada. Boston, Ginn & Co., 1903. Price 35 Cts.

New First Music Reader by James M. McLaughlin, Director of Music, Boston Public Schools, George A. Venzie, Supervisor of Music, Chelsea Public Schools, and W. W. Gilchrist, Author of "Exercises for Sight-Singing Classes", etc. Boston, Ginn & Co., 1903. Price 30 Cents.

Elementary Plane Geometry, Inductive and Deductive, by Alfred Baker, M. A., F. R. S. C., Professor of Mathematics, University of Toronto. Boston, Ginn & Co., 1903. Price 55 Cents.

Elementary Guide to Literary Criticism by F. V. N. Painter, A. M., D. D., Professor of Modern Languages in Roanoke College. Boston, Ginn & Co., 1903. Price 95 Cents.

Bacteria, Yeasts, and Molds in the Home by H. W. Conn, Ph. D., Professor of Biology in Wesleyan University, Middletown, Conn. Boston, Ginn & Co., 1903.